welt bewegt

MÄRZ – MAI 2018 C 51 78

Inseln

nordkirche weltweit
ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE

Heimat für bedrohte Pflanzen und Tiere

Es gibt etwa 100 000 Inseln auf denen mehr als 500 Millionen Menschen leben. „Wie viele Inseln es insgesamt auf der Welt gibt, weiß niemand“, sagt Holger Kreft, Biologe und Professor für Makroökologie. „Wenn man auch kleine Felsen dazu rechnet, können es Millionen sein.“ Kreft ist Studienleiter eines Wissenschaftsteams der Universität Göttingen, das die bisher umfassendste Datenbank über das Klima und die geografische Beschaffenheit von Inseln angelegt hat. Demnach machen Meeresinseln nur rund fünf Prozent des Festlandes auf der Erde aus, sind aber Heimat für eine überproportional große Zahl von Tier- und Pflanzenarten. Die Forscher haben Daten zu fast 18 000 marinen Inseln einbezogen und dabei auch wichtige Klimawerte zusammengetragen. Rund 65 Prozent aller Inseln liegen in tropischen Breiten. Im Vergleich zum Festland herrsche dort aber ein überwiegend kühl-feuchtes Klima. Man habe herausgefunden, „dass es überraschend viele Inseln mit gemäßigtem Regenwaldklima gibt, einem der seltensten Ökosysteme der Erde“, so Kreft. Demzufolge sind etwa zwei Fünftel der vom Aussterben bedrohten Arten auf Inseln heimisch. Große Inseln in der Karibik, Südostasien oder im Mittelmeer erwiesen sich als besonders artenreich. Für den Forscher sind „Inseln Mikrokosmen, auf denen wir die Evolution von biologischer Vielfalt sowie ökologische Prozesse besser verstehen können“.

Fotos: C. Plautz (1), M. Haasler (1), wikimedia (5), U. Plautz (1), C. Bandowski (1), M. Ristau (1), C. Hunzinger (1), J. Grosse (2), D. Gerstner (1)

Inhalt

Versunkene Fantasien

6 Mythen von verschollenen Inseln faszinieren Menschen seit jeher. Isabel Hess-Friemann ergründet, warum das so ist.

„Aufeinander angewiesen“

8 Annette Gruenagel und Friederike Heinecke über Erfahrungen als Pastorinnen auf Sylt und Amrum.

Hier ist gut seyn

10 Als Pastor von Altenkirchen hat Christian Ohm einen besonderen Blick für die Aufgaben der Kirche auf einer Insel wie Rügen.

Von Inseln und Fähren

12 Immer mehr schotten sich ab, leben in Filterblasen oder Echokammern. Warum ist das so?, fragt Martina Bölck.

Die Zuhörinsel

17 Ein Hamburger hat in einer U-Bahn einen Zuhör-Kiosk eröffnet und damit einen Nerv getroffen. Ulrike Plautz hat ihn besucht.

Sitzen, Atmen, Affen bändigen

18 Constanze Bandowski suchte im Trubel nach einer Insel der Stille und buchte einen Mediationskurs.

Oase im Hafen

20 Der Seemannsclub Duckdalben im Hamburger Hafen ist für viele Seeleute eine wichtige Oase, weiß Seemannspastor Matthias Ristau.

Gibt es ein britisches Inselgefühl?

22 Wie wirkt sich die Insellage auf die Mentalität der Briten aus?, fragt Terence Bloor aus der Diözese Lichfield.

„Wir haben trotzdem Hoffnung“

25 June und Elena Yañez aus den Philippinen schildern, welche Folgen der Klimawandel für die Insel hat.

Plastik im Paradies

27 Wie groß das Müllproblem für Inseln wie Kiribati ist, hat Anne Paulsen erfahren, die als Freiwillige dort war. Sie fordert ein Umdenken.

Licht und Schatten auf Malta

28 Lena Paulsen ist Freiwillige beim *Jesuit Refugee Service* auf Malta und schildert ihre Erfahrungen.

„Tschüss Kohle“

30 lautet das Motto der neuen Volksinitiative. Als Mitinitiatorin ruft das *Zentrum für Mission und Ökumene* zu Unterschriften auf.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wenn es um „Inseln“ geht, kommen die meisten ins Träumen. „Wie gern wäre ich jetzt auf einer Insel“, seufzen viele, die sich im Trubel des Alltags nach einer ruhigen Oase sehnen. Wie schön wäre es, jetzt dort zu sein, denke auch ich, als mir meine Kollegin in sinnlichsten Farben ihre Lieblingsinsel vor Sansibar schildert, während es draußen regnet. Inseln sind die Orte, auf die sich alles projizieren lässt, was man sich wünscht. Manchmal auch das, was Angst macht. Nicht umsonst verbindet sich mit dem Begriff Insel auch „Isolation“. In jedem Fall gilt: Das geografische Phänomen lässt keinen kalt. So scheinen Geschichten, Sagen und Mythen, die sich um Inseln ranken, schier unerschöpflich. Natürlich ist das tatsächliche Leben auf einer Insel immer anders als jede Vorstellung davon. „Wie groß die Lebensqualität auf einer Insel ist, hängt vor allem davon ab, wo sie liegt“, meint Martin Haasler. Als Referent für Papua-Neuguinea und Pazifik ist er oft in der inselreichsten Region der Welt unterwegs und erfährt, wie sehr die Menschen auf Inselstaaten wie Kiribati durch die Folgen des Klimawandels bedroht sind. Außer den geografisch sichtbaren Inseln gibt es aber andere Formen von Inseln: Sie können mitten in einer betriebsamen Großstadt liegen – zum Beispiel zwischen Kränen im Hamburger Hafen. Dort befindet sich der Seemannsclub Duckdalben, heute eine Oase für viele Seeleute. Schließlich gibt es noch die unsichtbaren Inseln: die Echokammern oder Filterblasen, in denen immer mehr Menschen Bestätigung und Halt suchen, abgeschottet von anderen Überzeugungen und Lebenswirklichkeiten. Doch „der Mensch ist keine Insel“, betont der Theologe Nikolaus Schneider. Zwar brauche er ab und zu mal eine Insel, „aber er ist ein Teil der Menschheit“ und brauche vor allem Beziehungen zu anderen Menschen, auch über Grenzen hinaus.

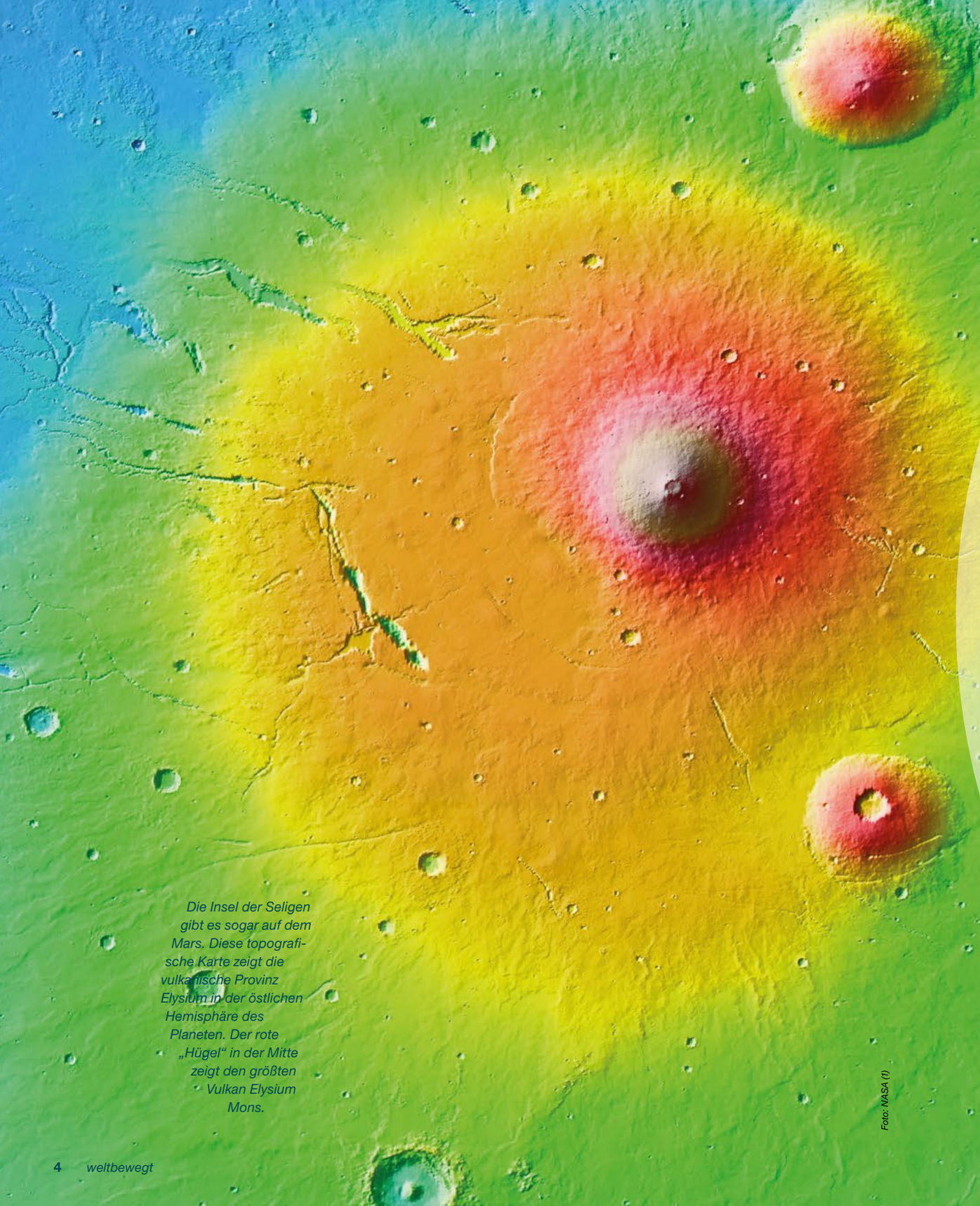
Viel Freude beim Lesen wünscht
Ihre
Ulrike Plautz

P.S. Wie immer freuen wir uns über Ihre Anregungen, Kritik und Ideen.

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: weltbewegt (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Klaus Schäfer (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Constanze Bandowski, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 520 604 100 000 111 333 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir u. a. abwechselnd die männliche und weibliche Form benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.



Die Insel der Seligen gibt es sogar auf dem Mars. Diese topografische Karte zeigt die vulkanische Provinz Elysium in der östlichen Hemisphäre des Planeten. Der rote „Hügel“ in der Mitte zeigt den größten Vulkan Elysium Mons.

Foto: NASA (1)

Wo die Sehnsucht wohnt

Ulrike Plautz

Was ist eigentlich eine Insel? Die Frage lässt sich mit einem Satz beantworten. Eine Insel ist ein vollständig vom Wasser umgebenes Stück Land, das auch bei Flut über den Wasserspiegel hinausragen muss und nicht als Kontinent gilt.

Allerdings erklärt diese Antwort nicht die große Faszination, die allein das Wort „Insel“ auslöst. Seit Jahrhunderten ranken sich Legenden um das geografische Phänomen. Es gibt unendlich viele Inselgeschichten von versunkenen Inseln, von Schatzinseln, von Fantasieinseln ... So verwundert es nicht, dass die Mitglieder einer fernen, idealen Gesellschaft in dem Roman von Thomas Morus auf einer Insel leben, die er Utopia nennt.

Inseln sind Sehnsuchtsorte und Gegenstand vielfältiger Projektionen. Auch heute ernten Menschen ein Aufseufzen und verträumte Blicke, wenn sie erzählen, dass sie auf einer Insel aufgewachsen sind oder auf ihr arbeiten. Wie schön muss es dort sein! Aber die meisten kennen eine Insel nur vom Urlaub, einer Zeit, in der sie ohnehin entspannt sind und offener als sonst für das, was sie umgibt. Aber auch hier gibt es einen Alltag. Er kann auf der Insel genauso vielseitig aber auch genauso langweilig sein, wie auf dem Festland. Oft bedeutet so ein Inseldasein ein Leben auf kleinem Raum mit hoher Sozialkontrolle und entsprechendem Anpassungsdruck. Das Leben dort kann hart und das Klima rau sein. Eben mal weg ist nicht.

Und doch geraten Menschen bei dem Wort „Insel“ ins Träumen. Auf die Frage, was daran am meisten fasziniere kommt oft als erste Antwort: der feine Sandstrand, die unendliche Weite des Meeres, das großartige Schauspiel des Himmels. Allerdings, haben das nicht auch Sandstrände auf dem Kontinent zu bieten? Das Meer und der Strand allein können also nicht das Entscheidende sein.

Die Schriftstellerin Claudia Rusch versucht das Phänomen zu erklären. Es scheint vor allem die Abgeschiedenheit zu sein, die so anziehend ist. „Weil Inseln scheinbar ohne Verbindung nach außen auf dem Meer dösen, umgeben von nichts als Ruhe, bieten sie die perfekte Projektionsfläche für Aussteigerträume“. Die vom Festland losgelöste Lage einer Insel werde dabei trügerischerweise gleichgesetzt „mit der Losgelöstheit des dortigen Lebens vom irdischen Alltag“ (*zeitzeichen*, 2011). Sie weiß, wovon sie spricht, ist sie doch selbst auf der Insel Rügen aufgewachsen.

Diese Sehnsucht steht im starken Kontrast zum wirklichen Leben auf einer Insel. „Doch an so etwas Banalem wie der Realität hält sich der Mythos Insel (wie alle Mythen) natürlich nicht auf. Inseln sind Illusionen. Der Traum von der Insel ist der Traum von einem Leben, das es nicht gibt“, erklärt Rusch.

Heute bedient eine ganze Tourismusindustrie diesen Traum von einem Leben, fernab des Alltags, frei von Hektik, von allen Zwängen und überhaupt von jeglicher Mühsal des irdischen Lebens. Der Inseltraum nährt die menschliche Sehnsucht, dass die eigene Zufriedenheit, das eigene Glück, das Handeln doch abhängig sein mögen von einem bestimmten Ort. Einem Ort, wo es leichter ist, gut zu sein. Wo man sich nur hinbegeben müsste und – klipp-klapp – wäre man so, wie man schon immer sein wollte und alles liefe wie ersehnt.

Wie leicht wäre das zu erreichen... aber auch wie weit weg wäre das dann? Vielleicht sollte man sich da lieber kleine Inseln im Alltag suchen und an den Satz von Hegel halten: „Hier ist die Rose, hier tanze.“

Versunkene Fantasien

Mythen von verschollenen Inseln haben die Menschen seit jeher zum Träumen eingeladen. Was fasziniert die Menschen so sehr daran?

Isabel Hess-Friemann

Der erste erhabene chinesische Gottkaiser von Qin, Gründer des chinesischen Kaiserreiches, entsandte vor 2200 Jahren mehrere Expeditionen auf die Suche nach der sagenumwobenen Insel Penglai, östliches Paradies und Sitz der Unsterblichen. Die Insel läge im pazifischen Ozean, erzählte man. Alles auf ihr sei weiß, nur die Paläste bestünden aus Gold und Platin, Juwelen wüchsen auf den Bäumen. Auf Penglai gäbe es weder Winter noch Schmerz. Der Reis in den Schüsseln und der Wein in den Gläsern nähmen nie ab, egal wieviel davon gegessen und getrunken würde. Magische Früchte besäßen die Kraft, alle Krankheiten zu heilen und ewige Jugend zu gewähren. Außerdem wüchse dort ein Kraut, das Unsterblichkeit verliehe. Wer es zu sich nähme, bekäme bald Federn, könne fliegen und sich auf Wolken fortbewegen, wie die acht Unsterblichen, die sich dort regelmäßig zu Banketten versammelten.

Da Kaiser Qin mehrere Attentate überlebt hatte, fürchtete er nun um sein Leben. Er war der Ansicht, dass ihm das Recht auf Unsterblichkeit zustünde. Neben aufwändigen See-Expeditionen beauftragte er zahlreiche Alchimisten mit der Herstellung eines entsprechenden Elixiers. Als Folge unverdrossen hoffnungsfroher Selbstversuche gab es Anzeichen einer zunehmenden Quecksilbervergiftung. Heute ist der erste große Herrscher Chinas bei uns vor allem durch die Terrakotta-Armee von mehr als 8 000 lebensgroßen Soldaten aus Ton, die in der Stadt Xi'an seine Grabstätte bewacht, bekannt.

Mit Atlantis verbindet sich eine Mischung auf Fernweh und Heimweh

Das Inselreich Atlantis, das angeblich an nur einem Tag im Meer versunken sein soll, wurde von Platon bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. beschreiben. Für den Philosophen ein Sinnbild des idealen Staates, das er dann auch als Zitat für seine Utopie der Politeia heranzog. Atlantis war bei Platon nicht nur als Seemacht erfolgreich, sondern besaß reiche Bodenschätze wie Gold und Silber. Mildes Klima erlaubte zudem zwei Ernten pro Jahr. Dem Mythos zufolge hinterließ Poseidon auf dieser Insel seinen Sohn, den Halbgott Atlas. Die zunehmende Vermischung der Bevölkerung mit Sterblichen führte jedoch zur Gier nach Macht und Reichtum, zur Hybris der Herrscher und, als Strafe der Götter, schließlich zum Untergang. In der Renaissance und mit der Entdeckung Amerikas tauchten zahlreiche Theorien zum geografschen Ursprung des versunkenen Reiches auf, die noch immer Konjunktur haben. Seitdem verbindet sich mit dem Namen Atlantis ein eigenes Forschungsgebiet, künstlerische Inspirationen in jedem Genre und eine unspezifische Wehmut, vielleicht eine Mischung aus Fernweh und Heimweh.

Elysion (griechisch) oder Elysium (latein) ist ein Synonym für die „Insel der Seligen". Ein Begriff, der noch aus vorgeschichtlicher Zeit stammt, vermutlich überliefert aus dem 3. vorchristlichen Jahrtausend. Elysion soll sich im äußersten Westen des Erdkreises befinden. „Elysische Gefilde" seien Lieblingen der Götter vorbehalten. Bereits zu Lebzeiten dorthin entrückt würde ihnen Unsterblichkeit geschenkt. Auf Elysion herrsche ewiger Frühling, ein Nektar ähnlicher Quelltrunk spende das Vergessen aller irdischen Leiden; im Schatten von Weihrauchbäumen erfreue sich die Schaar der Seligen beim Reiten, Turnen, Würfel- und Lautenspiel. Der Impuls, sich eine eigene Paradieswelt zu malen, hat seinen Reiz nie verloren und scheint besonders heute wieder viele zu faszinieren. So haben sich in den letzten Jahren mehrere Filme, Musikalben und Romane mit dem Phänomen beschäftigt und sogar eine Region auf dem Mars wurde auf den Namen Elysium getauft.

In vielen Kulturen finden sich Beschreibungen ähnlicher Paradiesvorstellungen und Sehnsuchtsorte. So zum Beispiel die Insel Tír na nÓg, als Ort der Anderswelt und ewigen Jugend in der irisch-keltischen Mythologie. Oder idealtypische Ursprünge wie der untergegangene Kontinent Kásskara, auf dem der Legende nach die Vorfahren der Hopi-Indianer ansässig waren, sowie die Insel Hawaiki, von der aus die Besiedlung der Maori nach Neuseeland stattgefunden haben soll. Das ist ein Hinweis auf den archetypischen Charakter von Insel als Topos.

Isabel Hess-Friemann ist Referentin für Ostasien und Leiterin der ChinaInfostelle im *Zentrum für Mission und Ökumene.* Die Theologin und Sinologin lebte von 2004 bis 2012 in Peking.

Fotos: C. Wenn (1), gemeinfrei (1)

Die sagenumwobene chinesische Insel Penglai galt als Paradies, wo auf Bäumen Juwelen wachsen, der Reis nie ausgeht und magische Früchte ewige Jugend gewähren. Penglai auf dem Seidengemälde von Tomita Keisen aus dem Jahr 1928 .

Ein Ort, an dem sich spirituelle und seelische Transformation ereignen kann

Worin besteht die Faszination, die Inseln zur Projektionsfläche von Wünschen und Träumen prädestiniert? Der Psychologe C. G. Jung sieht in der Abgeschiedenheit, in der Inselerfahrung an sich, einen Raum für die Begegnung mit dem Unbewussten. Herausgehoben aus der Normalität des Alltags sieht er in der Insel eine Metapher für den Individuationsprozess, für die Suche nach sich selbst. Die Isolation konfrontiere den Menschen mit den Grundlagen seiner Existenz. So wie Helden in Märchen Gefahren, Abenteuer und Reisen zu bestehen haben, um den Schatz oder die Königstochter zu gewinnen – was psychologisch als heilsame Integration abgespaltener oder ungelebter Persönlichkeitsanteile interpretiert werden kann –, so bietet die Insel eine Umgebung, in der sich eine spirituelle, emotionale und seelische Transformation ereignen kann. Etwa in der Art eines Inkubators. Odysseus konnte trotz aller Wonnen, die ihm die Nymphe Calypso bot, nicht verweilen, sondern folgte dem Ruf zu Landsleuten und Heimat. Ariadne musste auf Naxos Verlassenheit und Todessehnsucht durchleiden, um zu wahrer Liebe zu finden.

In welcher Form auch immer Glück gedacht und empfunden wird: Es scheinen immer Inseln zu sein, die alles haben, um Glück verheißen können. Der Sinologe Wolfgang Bauer legt in seinem Buch „China und die Hoffnung auf Glück" dar, dass die Suche nach Glück fast das gesamte chinesische Denken beherrscht hat. Logische Widersprüche würden dabei weniger hinterfragt, als es im Westen üblich ist. In der Provinz Shandong nennt sich ein Küstenort Penglai, von dem aus die Expeditionen zu der mystischen Insel aufgebrochen sein sollen. Und der Ort Shangri-La, der umsäumt von Wasserfällen wie eine Insel versteckt auf einer Hochebene liegt, wurde 2001 in der chinesischen Provinz Yunnan „gefunden". Die wenigsten Reisenden interessieren sich dafür, dass Shangri-La der Feder des Schriftstellers James Hilton entstammt. Die Vermischung von Mythos und Realität jedenfalls hat den Tourismus enorm befruchtet. So unterschiedlich die Mythen und Sagen verschollener Inseln anmuten, so ähnlich sind sie sich darin, Utopien zu veranschaulichen, menschlichen Ängsten und Sehnsüchten einen Ort zu geben, auf innere Reisen und zum Träumen einzuladen.

„Hier sind wir aufeinander angewiesen“

Vor sieben Jahren kam Annette Gruenagel als Pastorin aus Hamburg nach Sylt. Anfangs war der Unterschied groß, heute liebt sie das Inselleben.

Was ist das Besondere am Inselleben? Gibt es ein typisches Inselgefühl?
Ja, das gibt es. Als ich in meine neue Pfarrstelle nach Hörnum gekommen bin, schoss mir gleich in den Kopf: Das ist jetzt deine neue Welt, das sind die Menschen mit denen du in den nächsten Jahren leben wirst. Anders als auf dem Festland sind die Grenzen nach außen hier viel deutlicher. Der Unterschied zu Hamburg – Ottensen, dem Stadtteil, in dem ich vorher gearbeitet hatte, war schon stark. Hier gibt es weniger Fluktuation. Man sieht sich fast täglich. Das heißt: wir leben nicht aneinander vorbei, sondern achten darauf, wo wir etwas gemeinsam machen und uns unterstützen können. Wir sind hier viel stärker aufeinander angewiesen. Das ist ein starkes Gefühl. Mit allen Vor- und natürlich auch Nachteilen.

Wie sieht es bei den jungen Menschen aus?
Natürlich zieht es vor allem junge Leute nach der Schule erst einmal aufs Festland. Hier kennen sie sich ja alle und wenn man andere Gleichaltrige kennenlernen will, muss man erst einmal woanders hin. Aber ich habe nicht selten erlebt, dass einige nach einer gewissen Zeit wieder zurückkommen.

Sylt ist für viele *die* Insel. Wie wirkt sich der Tourismus auf das Leben aus?
Der ist natürlich deutlich spürbar. Jeden Sommer hat man plötzlich neue Nachbarn. Aber eigentlich ist das ganze Jahr Saison. Wenn ich im Winter mit anderen beim Strandspaziergang ins Gespräch komme, endet es oft mit: „Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Urlaub.“ Für die meisten scheint es unvorstellbar, dass Menschen, die am Strand spazieren, hier leben und arbeiten. Grundsätzlich finde ich, dass die Anwesenheit glücklicher Menschen in Urlaubsstimmung etwas sehr Schönes ist. Viele sind hier offener für ein Gespräch als anderswo. Natürlich gibt es auch die gestressten Urlauber, die an der Supermarktkasse so drängeln, weil ihnen die kostbare Urlaubszeit wegläuft! Es gibt auch die Dauergäste, die im Lauf der Zeit einen Besitzanspruch entwickeln und meinen, das ist jetzt meine Kuhle in den Dünen oder mein Tisch im Café. Wie schnell so etwas gehen kann, weiß ich ja selbst. Der Perspektivwechsel hilft mir allerdings, mein eigenes Urlaubsverhalten zu überprüfen. Aber meist begegne ich Menschen mit zufriedenen Gesichtern. Es berührt mich jedes Mal in den Gästebüchern der Kirchen zu lesen, wie groß die Dankbarkeit ist. Viele freuen sich über die Zeit, die sie für sich oder die Familie haben, andere über Spaziergänge in den Dünen oder ein gutes Essen.

Gibt es auch negative Seiten des Inselgefühls?
Na klar. Nicht umsonst verbindet sich mit dem Begriff Insel auch das Wort Isolation. Hier ist man wirklich auf sich gestellt und kann nicht mal eben schnell weg. Allein bis Hamburg brauche ich vier Stunden Fahrzeit. Man muss das Inselklima schon sehr mögen. Im Winter ist es hier wesentlich rauher und karger als auf dem Festland. Das prägt. Wer das Wetter und diese Abgeschiedenheit nicht verträgt, geht nach drei Jahren.

Ist der Klimawandel eine Thema auf Sylt?
Der ist ja heute nicht nur für Inselbewohner ein Thema. Die Stürme werden häufiger und stärker. Täglich bricht Land weg. An der Hörnumer Odde gibt es schwere Landverluste. Auch in den Kirchgebäuden haben wir heute mit viel mehr Feuchtigkeit und Schimmel zu kämpfen als früher.

Können Sie sich zurzeit ein Leben auf dem Festland vorstellen?
Nein. Ich mag die Menschen und das Leben hier schon sehr. Als Pastorin schätze ich es zum Beispiel sehr, dass ich Taufen oder Trauungen auch am Meer feiern kann. Sylt ist für viele ein Ort des Glücks. Der Himmel reicht hier bis auf den Boden, da ist nichts, was trennt. Gerade die Weite am Meer führt zu Verbundenheit. Mit sich selbst, mit Gott, mit den Menschen, die wirklich wichtig sind. Unter den bloßen Füßen der Sand und über sich das Himmelsgewölbe. Alles Überflüssige kann abgelegt werden und was echt ist, tritt hier oft deutlicher hervor als im städtischen Kontext.
Dieses Gefühl von Glück und Dankbarkeit, hier leben zu können, nutzt sich nicht ab, auch wenn man dauerhaft hier wohnt. Es führt bei vielen Inselbewohnern zu dem Wunsch, davon etwas zurückgeben zu wollen. Ich erlebe ein weit gespanntes Netz von großem ehrenamtlichen Engagement: ob bei der Feuerwehr, dem Küstenschutz oder dem Engagement für Geflüchtete. Es gibt auch den Blick über den Inselrand hinweg. Viele setzen sich für Kinder aus Tschernobyl oder ein Straßenkinderprojekt in Brasilien ein. Außerdem fasziniert mich, wie vielfältig die Lebensgeschichten hier miteinander verflochten sind. Davon mehr und mehr zu verstehen, verstärkt das Gefühl, hier angekommen zu sein.

Das Interview führte Ulrike Plautz.

Fotos: A. Gruenagel (1), G. Wieschendahl/gemeinfrei (1), F. Heinecke (1)

„Nun ist das 21. Jahrhundert auch hier angekommen“

Friederike Heinecke war die erste Pastorin auf Amrum

Neben der Neugier waren es damals unter anderem auch die drei W‘s, die für Friederike Heinecke den Ausschlag gegeben haben: Wasser, Wind und Weite. 2003 war sie nach Amrum gezogen. Sie war damals die erste Pastorin auf der Nordseeinsel. Dementsprechend „kritisch“ hatte man sie anfangs „beäugt“. Ob das denn gut gehen könne mit einer Frau auf der Kanzel, wo der Vorvorgänger noch betont hatte, dass in Amrum keine Frau etwas auf der Kanzel zu suchen habe. So habe sie in der ersten Zeit auch „viel Energie gebraucht, um richtig Fuß fassen zu können“. Später sollten dann viele Insulaner sagen, mit ihr sei das 21. Jahrhundert nun auch in der Kirche angekommen. Die Pastorin brachte viele eigene Ideen mit, hat aber ebenso gerne „die vielen guten Impulse“ von Urlauberinnen und Urlaubern aufgenommen und mit ihnen Gottesdienste, Seminare oder Vorträge veranstaltet. Es ging um Musik, Kunst, Gesellschaft oder auch um Angebote wie Gewaltfreie Kommunikation und Qi Gong. Sehr geschätzt hat die Pastorin alte Inseltraditionen, wie etwa das Ritual der Aussegnung von Toten: Wenn ein Mensch gestorben war, wurde er noch ein, zwei Tage aufgebahrt, ausgesegnet und es folgte ein Trauerzug über die Insel. Dann erst kam die Beerdigung. „Der langsame Abschied mit der Aussegnung hat viel Heilsames bewirken können, vor allem bei tragischen Todesfällen, die es auf der Insel ja auch gab“, war die Erfahrung der Pastorin. Friederike Heinecke ist nach elf Jahren auf das Festland gezogen und arbeitet heute in einer Hamburger Gemeinde. Was sie von der Insel mitgenommen hat? „Es gab viel Licht und viel Schatten“, sagt die heute 57-Jährige. „Allen Arten von Stürmen standhalten zu können – vor allem auch denen, die nicht wetterbedingt sind –, das hat mir Stärke und Selbstbewusstsein gegeben.“ Dies sei neben den vielen bereichernden Begegnungen mit Menschen und den großartigen Naturerlebnissen eine Erfahrung, die sie nicht missen möchte.

Protokoll: Ulrike Plautz

Hier ist gut seyn

Als Pastor auf Rügen hat Christian Ohm eine besondere Perspektive auf das dortige Leben und vor allem auf die Rolle der Kirche

Dort arbeiten und leben, wo andere Urlaub machen." Diese Worte höre ich als Pfarrer in der Saison oft. Ich lebe und arbeite auf der Halbinsel Wittow, ganz im Norden Rügens. Bei dem Satz schwingt etwas Sehnsucht mit, nach diesem schönen Fleckchen Erde mit seinen Küsten, Wäldern, Wellen, Wogen, mit dem Wind und der Weite. Mitunter können diese Worte auch etwas Herablassendes oder Erstaunt-Mitleidiges beinhalten denen gegenüber, die zwar auf der wunderschönen Insel wohnen dürfen, die aber doch so weit weg von den großen Zentren leben.

„Hier ist gut seyn", hatte im 18. Jahrhundert unser Altenkirchener Dichterpfarrer Gotthard Ludwig Kosegarten von Rügen in einer seiner berühmten Uferpredigten geschwärmt. Franz Schubert hatte damals im fernen Wien nach dessen Gedichten seinen ersten Liederzyklus komponiert, und Kosegarten konnte nicht aufhören, die Schönheit Rügens in Gedichten, Uferpredigten und in Prosa zu besingen.

„Hier ist gut seyn." Das kann man besonders am Nordstrand westlich des Kaps erleben. Dort, wo die Steilküste nach oben ragt, wo der schmale Strand mit großen Findlingen und Steinen übersät ist und wo Meer, Weite, Luft und Himmel die Landschaft prägen. Dort, am Nordstrand kann man dem zweiten und dem anfänglichen dritten Schöpfungstag im Wort- und anderem Sinn wirklich nachgehen. „Hier ist gut seyn." Das meinen auch Einheimische und viele Gäste, wenn sie vom Festland kommend über die „Rügenbrücke" fahren. Die einen kommen wieder zuhause an. Für die anderen, die Urlauber, fällt ein großes Stück Alltag ab.

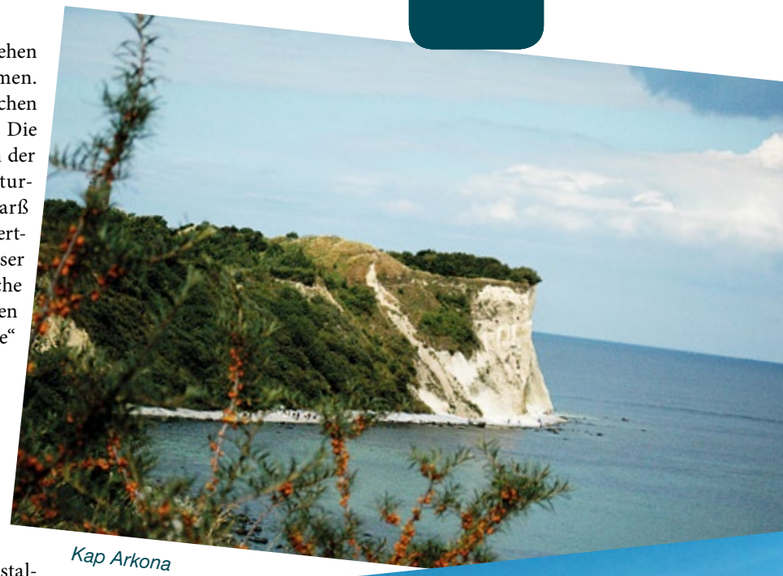
„Ist hier gut sein?" So fragen sich aber nicht nur Jugendliche im Inselnorden. Viele Menschen sind in den letzten Jahrzehnten der Arbeit, des Studiums oder der Ausbildung wegen von der Insel weg in die großen Zentren gezogen und kehren aufgrund der Arbeitssituation auf der Insel nicht wieder zurück. Auch auf die Kirche auf Wittow wirkt sich dieser „Inselcharakter" aus. Wenn etwa von den ohnehin wenigen Konfirmanden keine oder nur wenige auf der Insel bleiben oder kaum junge Familien in den Inselnorden ziehen. Vielleicht bemerkt man deshalb und wegen der „fernen" Insellage oft einen nüchtern-freundlichen und mitunter auch trotzigen Zusammenhalt. Wenngleich den „Wittowschen" und den Rügenern ein besonderes Selbstbewusstsein nachgesagt wird. Hans Fallada hat diese Mentalitäten in seinem Wittow-Roman „Wir hatten mal ein Kind" wunderbar geschildert. Ähnliche Wittower Charaktere trifft man als Pfarrer heute immer noch, darüber könnten noch andere Geschichten erzählt werden.

Christian Ohm
ist Pastor in Altenkirchen auf Rügen und im Kirchenkreis Pommern Beauftragter für Fragen des Islam.

Die Kirche ist auf Rügen der größte nichtkommerzielle Kulturträger

„Wann ist hier gut seyn?" Sicher auch immer dann, wenn etwas gemeinsam in oder mit den Kirchengemeinden auf die Beine gestellt wird. Und das geschieht häufig. Die Kirchengemeinden auf Wittow und Jasmund, mit einer Ausdehnung von über 45 km, sind in mehrfacher Hinsicht „Leuchttürme" oder „Häfen". Vor allem für die Kirchenmitglieder im Inselnorden, wo nur etwa zwölf Prozent der Kirche angehören. So zählt zum Gemeindegebiet auch ein Ort, in dem hauptsächlich Offiziere der NVA-Flottille der DDR mit ihren Familien lebten und der in den letzten 25 Jahren von 4 000 auf 1 200 Einwohner „geschrumpft" ist. Bis heute sind soziale und kirchliche Verwerfungen stark zu spüren. Dennoch findet im großen Gemeindegebiet vieles statt – mit großer ehrenamtlicher Unterstützung. Es gibt Kinderkreise, ein Kindermusical, die Konfirmandenarbeit, Bibelgesprächskreise, ein Handarbeitscafé und Büchercafé, Seniorenkreise, Gesprächsabende, Kirchenkino, Kirch- und Dorffeste, mehrtägige Gemeindefahrten und natürlich auch einen Chor und Posaunenchor. Wichtig ist dabei die Zusammenarbeit mit kommunalen Einrichtungen und Schulen. Zwar begegnet man uns als Kirche und überhaupt dem christlichen Glauben mit einer freundlichen Gleichgültigkeit, dennoch möchten etliche Menschen über ihre Grenzen hinausgehen und gern etwas gemeinsam tun. Für Kirchengemeinden sind sie wichtige Partner und auch Ideengeber. Zum Glück sind postsozialistische und andere Animositäten mittlerweile nicht nur auf Wittow vom ständig wehenden Wind fast verweht.

„Hier ist gut seyn." Im Sommer wird einem der Inselcharakter noch einmal auf andere Weise bewusst, wenn von Mai bis Oktober ein „Meer" von Urlaubern die Insel „bestürmt" und „überschwemmt". Für unsere Kirchengemeinden entsteht dann eine „zweite" Gemeinde, bestehend aus Urlaubern und Urlauberinnen, von denen viele jedes Jahr regelmäßig den Inselnorden und die Kirchen aufsuchen. Dann sind im Sommer die Hauptgottesdienste mit 150 bis 200 Besuchern für dörfliche Verhältnisse übermäßig gut besucht. Es gibt in dieser Zeit Gottesdienste, die wir vielfältig und „inselgemäß" gestalten und als ökumenische Ufergottesdienste, Hafen-, Bodden-, Park- oder Gottesdienste auf dem Schiff feiern. Darüber hinaus zieht der „Kirchen- und Musiksommer Nordrügen" mit über 60 Konzerten, Lesungen, Vorträgen, Ausstellungen und Filmabenden seit Jahren zahlreiche Urlauber und Einheimische an. Diese Angebote stehen jeweils unter einem oder mehreren Jahresthemen. Dabei wird auch immer wieder das Verhältnis zwischen Kirche, Kultur und Gesellschaft neu bestimmt. Die Kirchengemeinden auf Rügen sind heute immerhin der größte und (fast) einzige nichtkommerzielle Kulturträger. Und zusammen mit Usedom und dem Darß gehört Rügen zu den Regionen mit der größten Konzert- und Veranstaltungsdichte in Deutschland. Mit dieser Arbeit knüpfen wir an eine gewachsene kirchliche Tradition aus DDR-Zeiten an, wo Kirchengemeinden an der Küste auch eine „kulturelle Stellvertreterrolle" übernahmen.



Kap Arkona

Im Urlaub haben Menschen Zeit, um auch andere Religionen kennenzulernen

Seit zehn Jahren wird in Altenkirchen der Israelsonntag auf besondere Weise gefeiert. Dann predigen der Landesrabbiner und andere Rabbiner. Der Sonntag wird von anderen interreligiösen Veranstaltungen eingerahmt. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf dem christlich-islamischen Dialog. Mitwirkende sind auch Referenten wie der afghanisch-deutsche Religionsphilosoph Milad Karimi oder der islamische Theologie Ayatollah Seyyed A. H. Ghaemmaghami. Es gibt Ausstellungen, islamische Musik und Derwischtänze. Unsere Erfahrung ist, dass sich Menschen vor allem im Urlaub gerne Zeit nehmen, um Anderes und Neues kennenzulernen. Dazug gehören auch andere Religionen. So ist der „Kirchensommer" immer eine gute Chance, den Blick zu erweitern und dabei auch zu erfahren: Hier im Inselnorden „ist gut seyn" – auch mit Muslimen und Juden. Dieses Motto hatte sich für unsere Kirchengemeinden und viele Ehrenamtliche aus den Dörfern auch bestätigt, als 150 Syrer und einige Ukrainer zwischen 2015 und 2016 auf Wittow wohnten.

„Hier ist gut seyn" für Fremde, Gäste und Einheimische. Wo könnte man auch das Versprechen der Jahreslosung „Gott will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst" elementarer erleben, als auf einer Insel mit ihren Schönheiten und Problemen?

Auf Touristen eingestellt: Kirchengemeinden haben im Sommer viele „inselgemäße" Angebote, wie den Biker- und Ufergottesdienst (M.), bieten aber auch interreligiöse Veranstaltungen mit Juden und Muslimen an. So zeigten Anhänger der Sufitradition in Altenkirchen ihre Derwischtänze (Bild links).

Fotos: C. Ohm (4)

Von Inseln und Fähren

Immer mehr Menschen leben auf unsichtbaren Inseln. Man kann sie auch Echokammern, Filterblasen oder Meinungsinseln nennen. Dabei sind wir Beziehungswesen und auf Verbindung angewiesen.

Martina Bölck

Der Sekt war kalt gestellt, gespannt wartete ich mit meinen Freundinnen und Freunden auf die ersten Hochrechnungen. Es war Oktober 1982, Landtagswahl in Bayern, und ich hatte zum ersten Mal wählen dürfen. Natürlich hatte ich die Grünen gewählt. Wie alle meine Freunde und Bekannten. Diese Partei – zwei Jahre vorher gegründet – vertrat alles, was uns gut und richtig schien. Doch aus der geplanten Wahlparty wurde an diesem Abend nichts: Die Grünen scheiterten an der Fünf-Prozent-Hürde, während die CSU über 58 Prozent der Stimmen erhielt. Enttäuscht und überrascht musste ich mir eingestehen, dass mein Umfeld keineswegs die Stimmung der Bevölkerung widerspiegelte. Wir waren offensichtlich nur eine – und nicht einmal eine große – Insel im Meer der widerstreitenden Ansichten, Standpunkte und Meinungen.

Seitdem sind über 35 Jahre vergangen. Ich wohne nicht mehr in einem bayerischen Dorf, sondern in einer großen Stadt, in einem bunten, multikulturellen Stadtviertel. Auch mein Bekannten- und Freundeskreis kam mir immer sehr bunt und vielfältig vor, Menschen aus verschiedenen Ländern, jung und alt, mit und ohne Kinder ... Bis mein Vater eines Tages bemerkte: „Die haben ja alle studiert." Ich stutzte und dachte nach. Es stimmt. Fast alle haben studiert. Und nicht nur das, die meisten von ihnen gehören – wie ich – zu den ersten in ihrer Familie, die diesen Schritt tun konnten. Fast alle haben Geistes- oder Sozialwissenschaften studiert und viele von ihnen arbeiten heute in Bereichen, die viel Engagement erfordern, aber relativ schlecht bezahlt sind. Ein paar Ärztinnen sind zwar auch darunter, ein Professor, Künstlerinnen und Architekten, aber kein Banker, keine Verkäuferin, kein Großunternehmer, keine Politikerin ... Inseln können größer oder kleiner sein, aber es bleiben Inseln.

Eine Insel ist überschaubar und vertraut

Das Bild der Insel aber ist ambivalent. Einerseits ragt sie aus den gefährlichen, schwankenden Wassern auf, gibt festen Boden unter den Füßen und damit Sicherheit. Sie ist überschaubar und vertraut. Das gilt ebenso für soziale Inseln, die in der Regel auch Meinungsinseln sind und damit ein Halt in der heutigen Informationsflut. Die wenigsten Menschen informieren sich – wenn sie es nicht beruflich müssen – aus Medien unterschiedlicher politischer Couleur. Wir suchen uns solche aus, die am ehesten unseren eigenen politischen Ideen und Werten entsprechen und uns mit Informationen versorgen, die unsere Ansichten bestätigen. Auf diesem insgeheimen Einverständnis basieren auch politische Witze und Kabarettsendungen.

Wie unangenehm, wenn plötzlich jemand ausschert und uns aus dem behaglichen Gefühl, unter Gleichgesinnten zu sein, herausreißt. Ich erinnere mich an einen Abend mit einer Gruppe von Bekannten, die sich einmal im Monat trifft. Wir plauderten angeregt, auch über diverse politische Themen, bis wir auf den Klimawandel zu sprechen kamen und einer in der Runde die Ansicht vertrat, dass es schon immer Klimaveränderungen gegeben habe und das ganze Katastrophenszenario eine Erfindung von Konzernen sei, die daran verdienten. Ein Klimaleugner! Mitten unter uns! Schweigen. Dann heftige Gegenrede. Er nannte Zahlen, die ich weder bestätigen noch widerlegen konnte, er nannte Wissenschaftler, von denen ich noch nie gehört hatte. Ich war wütend. Leider, so musste ich feststellen, hatte ich zwar eine feste Meinung zu dem Thema (wie zu vielen anderen), wusste aber nicht genug darüber. Was in einer gleichgesinnten Umgebung nicht weiter auffällt, in einer kontroversen Diskussion aber schwierig wird. Die Atmosphäre kühlte merklich ab. Ein kleiner Sturm fegte über unsere Insel und spülte irgendwelches Treibgut an den Strand. Nach einem heftigen Austausch von Argumenten, der bei niemandem zu einer Meinungsänderung führte, hielten wir inne und bemühten uns um ein unverfänglicheres Thema. Der Abend endete früher als sonst.

Auch als im Herbst 2015 die sogenannte Flüchtlingswelle unsere Insel erreichte, geriet ich des Öfteren in Gesprächssituationen, die ich unangenehm und anstrengend empfand. Ich war für eine Willkommenskultur, ich hatte Mitleid und wollte helfen. Natürlich reagierte ich wütend auf ausländerfeindliche Bemerkungen. Aber ich blockte auch Gespräche mit Menschen ab, die eigentlich gar nichts gegen Flüchtlinge hatten, sondern nur Zweifel und Bedenken äußerten oder auf mögliche Schwierigkeiten hinwiesen. Obwohl ich sie teilweise sogar verstehen konnte, wischte ich ihre Argumente schnell vom Tisch. Ich wollte mich nicht damit auseinandersetzen und ihnen keinen Raum geben.

Entrüstungsstürme sind zu einer Art Routine geworden

Der Umgang mit abweichenden Meinungen ist nicht nur privat problematisch. Auch in der „öffentlichen Meinung" (einer recht großen Meinungsinsel) stürzen sich Medien gerne auf einzelne Sätze von Politikern oder Prominenten und verdammen diese (die Sätze und die Menschen) auf das Entschiedenste. Ich finde auch, dass es Haltungen und Ansichten gibt, die unerträglich sind und über die man sich empören muss. Dazu gehören etwa rassistische, sexistische oder antisemitische Äußerungen. Trotzdem habe ich den Eindruck, dass diese Entrüstungsstürme zu einer Art Routine geworden sind, die automatisch abgespult wird, auch da, wo mehr Differenzierung angebracht wäre. Statt einer inhaltlichen Auseinandersetzung vergewissert man sich in der gemeinsamen Empörung der eigenen moralischen Höherwertigkeit. Unter Umständen kann eine solche Pseudo-Debattenkultur dazu führen, dass abweichende Meinungen nicht mehr öffentlich geäußert werden. Die Kommunikationswissenschaftlerin Elisabeth Noelle-Neumann hat dieses Phänomen in den 70er Jahren als „Schweigespirale" bezeichnet: Menschen behalten ihre eigenen Ansichten für sich, wenn sie glauben, dass diese der Mehrheitsmeinung widersprechen. Das betrifft vor allem Themen, die moralisch aufgeladen sind, so dass eine abweichende Meinung nicht rational als falsch, sondern moralisch als schlecht gilt. Vielleicht lässt sich dadurch erklären, dass sich in den letzten Jahren Wahlprognosen häufig als ungenau erwiesen. Die Leute sagen in Umfragen vor der Wahl nicht mehr, was sie wirklich denken, sondern äußern ihre Meinung in der Abgeschlossenheit der Wahlkabine oder in der Anonymität des Internets. Bis sich wieder genügend Gleichgesinnte zusammenfinden und ihre eigene Insel gründen.

Die Abschottung hat auch strukturelle Ursachen

Nicht nur in Deutschland, aber auch hier, ist die Gesellschaft in den letzten Jahren auseinandergedriftet. Oder, um im Bild zu bleiben: Fährverbindungen zwischen einzelnen Inseln wurden nach und nach eingestellt. Diese Abschottung hat auch strukturelle Ursachen: „Deutschland ist im internationalen Vergleich eine wenig mobile und wenig durchlässige Gesellschaft", heißt es in einer Studie über „Soziale Mobilität in Deutschland" von 2012. Vor allem für die Ärmeren. „Es wird zunehmend schwieriger, das untere Ende der sozialen Hierarchie zuverlassen." Mittlerweile arbeiten 22,5 Prozent der Arbeitnehmer im Niedriglohnsektor. Auch Vermögen ist in Deutschland im internationalen Vergleich extrem ungleich verteilt. Die wohlhabenden zehn Prozent der Bevölkerung besitzen über 60 Prozent des gesamten Vermögens. Seit Jahren wird kritisiert, dass in Deutschland sozialer Aufstieg mehr

Foto: iStock International Inc. (1)

als anderswo vom Einkommen und sozialen Status der Eltern abhängt. Die Reformen der Agenda 2010 haben die Ungleichheit in der Gesellschaft eher verstärkt. Durch Deutschland geht kein Ruck, wie ihn Bundespräsident Roman Herzog in seiner berühmten Rede 1997 gefordert hat, sondern ein Riss. Und diejenigen, die diesen Riss vielleicht überbrücken könnten, die Missstände kritisieren und Menschen eine Stimme geben sollten, die Journalisten und Journalistinnen, sind oft selbst durch ihren Inselblick eingeschränkt. Zumindest legt das eine Dissertation von 2012 nahe. Demnach kommen 68 Prozent der Studierenden an den renommiertesten Journalistenschulen Deutschlands aus einem „hohen" Herkunftsmilieu, die Eltern sind häufig Akademiker, ein überdurchschnittlicher Anteil der Väter hat promoviert oder habilitiert. „Wenn man die unteren Milieus nur aus der U-Bahn kennt, woher soll man wissen, was die Themen dieser Leute sind?", fragt eine Journalistin in der *taz* 2016 kritisch.

Martina Bölck
ist freie Autorin und Dozentin in Hamburg. Zu ihren Themenschwerpunkten gehört die Interkulturelle Kommunikation.

Echokammern suggerieren, die Insel sei die ganze Welt

Eine Insel bietet nicht nur Sicherheit, sie ist immer auch Begrenzung. Das macht ihre Ambivalenz aus. Zum Bild der Insel gehört deshalb auch der Mensch, der am Ufer steht, auf das Meer hinausblickt und sich fragt, was es hinter dem Horizont noch geben könnte.

Das Internet schien vielen am Anfang in dieser Hinsicht wie ein großes Versprechen. Alle sollten Zugang zu allem haben, jeder eine Stimme, unabhängig von den etablierten Medien. Das Internet als Schiff, das es jeder und jedem ermöglicht, die Welt zu bereisen und den eigenen Horizont zu erweitern. Doch in den letzten Jahren wird deutlich, dass gerade das Internet die soziale Abkapselung verstärken kann. 2017 schaffte es „Echokammer" auf Platz fünf der zehn Wörter des Jahres, die jedes Jahr von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) gewählt werden. Das Wort bezeichnet die Verengung der Weltsicht durch den verstärkten virtuellen Umgang mit Gleichgesinnten in sozialen Netzwerken. Als Varianten mit ähnlicher Bedeutung nennt die GfDS auch Filterblase, Informationsblase, Informationskokon oder kommunikative Inzucht. Der Internetaktivist Eli Pariser beschreibt in seinem Buch „The Filter Bubble" von 2011, wie leistungsfähige Algorithmen in Suchmaschinen und sozialen Netzwerken, die genau über Standort, Vorlieben und Abneigungen des Nutzern Bescheid wissen, ihn gezielt mit Informationen versorgen, die dazu passen („Das könnte ihnen auch gefallen"), während andere Informationen herausgefiltert werden. Der Algorithmus gibt dem Inselbewohner sozusagen die Illusion, seine Insel sei die ganze Welt. Pariser sieht in diesem personalisierten Web eine Gefahr für den Diskurs in der Zivilgesellschaft: „Eine Welt, die aus dem Bekannten konstruiert ist, ist eine Welt, in der der es nichts mehr zu lernen gibt, [weil] es eine unsichtbare Autopropaganda gibt, die uns mit unseren eigenen Ideen indoktriniert." (*The Economist*, 2011). Er fordert deshalb Filter, die ihre Arbeitsweise transparent machen, und die dem Nutzer nicht nur präsentieren, was ihm gefallen könnte, sondern auch was wichtig, heraus-fordernd oder unbequem für ihn sein könnte.

Denn Inseln sind nur dann etwas Wunderbares, wenn man sie auch wieder verlassen kann. So vertraut uns unsere eigene Insel auch sein mag und so schön wir sie im Vergleich zu anderen vielleicht finden: Wir sind als Menschen und als Gesellschaft darauf angewiesen, Verbindungen zwischen den verschiedenen Inseln, auf denen wir leben, herzustellen. Wir müssen Brücken, Anlegestellen, Häfen bauen und Fährverbindungen einrichten. Das wird fremde Gäste auf unsere Inseln bringen und es wird es uns ermöglichen – und wir sollten das vielleicht öfter nutzen, als wir es tun – andere Inseln kennenzulernen, uns dort umzusehen und mit neuen Erfahrungen zurückzukehren.

Fotoc: iStock International Inc. (1), M. Bölck (1), C. Wemm (1), epd-Bild (1)

Der Mensch ist keine Insel

Nikolaus Schneider

Der Theologe Nikolaus Schneider (70) war von 2003 bis 2013 Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und Ratsvorsitzender der EKD.

„No man is an island – Kein Mensch ist eine Insel", dieses Zitat aus einer Meditation des Dichters und Predigers John Donne wurde in den vergangenen vier Jahrhunderten zu einem geflügelten Wort und hat mit unterschiedlichen Akzentsetzungen auch Eingang in Romane und Filme gefunden. Bei Ernest Hemingway etwa, der seinem Roman „Wem die Stunde schlägt" das Zitat von John Donne voranstellte. Mit seiner Geschichte eines amerikanischen Kämpfers der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg wies er auf die grundsätzliche Verantwortung jedes Einzelnen für die weltweite menschliche Gemeinschaft hin. Oder in dem Film „About a boy", in dem einige selbstbezogene Menschen zu der Erkenntnis kommen: Sie erleben sich zwar als Inseln, doch wenn sich Menschen zu Inselgruppen zusammentun und ihre Singularität aufgeben, gewinnen sie Kräfte gegen ihre Depressionen, ihren Selbstbetrug und ihre Gefühle von Sinnlosigkeit an zu leben.

„Niemand ist eine Insel ganz für sich; jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents, ein Teil des Festlands. Wenn ein Erdklumpen ins Meer gespült wird, wird Europa weniger … Jedes Menschen Tod ist mein Verlust, denn ich bin ein Teil der Menschheit …", so beschrieb John Donne in seiner Meditation XVII die grundsätzliche Verbundenheit aller Menschen in und durch „Gottes Hand". Ein schönes Bild, auch für uns Heutige! Es nimmt die Vorstellung des Apostels Paulus von der Verbundenheit aller getauften Christenmenschen als Glieder eines Leibes auf (1. Korinther 12, 12ff), erweitert sie aber auf alle Menschen. Weil eben alle Menschen – unabhängig von ihrem Glauben und ihrer Religion – Gottes geliebte Geschöpfe sind.

Kein Mensch kann ohne Beziehungsnetze leben. Nachhaltige soziale und emotionale Sicherheiten gewinnen Menschen nur in und durch Gemeinschaft mit anderen Menschen. Jeder braucht tragfähige Bindungen an ein Festland, an Menschen, die ihn tragen, und an Gott, der alles Leben und alle Menschen trägt. Deshalb ist der Mensch keine Insel.

Aber es gibt Zeiten, da braucht der Mensch eine „Insel", einen Ort und eine Zeit, für die Rilkes Inselbeschreibung gilt: „Nah ist nur Innres; alles andre fern." Auf einer Insel, fern von äußeren Ablenkungen und fern von allen Alltagsgeschäften Ruhe zu suchen, Verantwortung für eine Zeit loszulassen,das hat auch etwas mit Gottvertrauen zu tun: mit der Gewissheit nämlich, dass es ein Sorgen gibt, in das unsere Sorge eingebunden ist, und dass Gott uns nicht aufgrund unserer Arbeit, unserer Erfolge und unserer Leistungen liebt.

Wie eine Insel brauchen Menschen den Sonntag als eine Auszeit und Atempause von den Alltagsgeschäften der übrigen Wochentage. Und ebenso brauchen Menschen die Ferien als eine Auszeit und Atempause von den übrigen alltäglichen Wochen und Monaten eines Jahres. Wir brauchen Orte und Zeiten, an denen wir uns auf uns selbst und unser Inneres konzentrieren, unsere Gedanken und Gefühle ordnen und unsere Herzen neu von Gottes Wort und Gottes Geist inspirieren und ausrichten lassen. Damit wir unsere Festlandsverbindungen neu justieren und damit wir mit neuen Kräften der Aufforderung des Propheten Jesaja folgen können: „Singet dem Herrn ein neues Lied, seinen Ruhm an den Enden der Erde, die ihr auf dem Meer fahrt, und was im Meer ist, ihr Inseln und die darauf wohnen!" (Jesaja 42,10)

(Der Beitrag ist erschienen in zeitzeichen 8/2011)

Tropen in der Stadt

Auf der Suche nach einer wärmenden Insel im winterkalten Hamburg hat Katrin Fiedler das Tropenaquarium im Hamburger Tierpark besucht. Dort machte sie besondere Erfahrungen ....

Du musst Dir eine Karte fürs Tropenaquarium kaufen", rate ich der Frau meines philippinischen Kollegen auf der Weihnachtsfeier. Draussen ist es dunkel. Und zugig. Und kalt. „So habe ich es gemacht, als ich neu in Hamburg war – eine wasserfeste Fahrradhose und eine Dauerkarte für Hagenbeck. Dort drinnen herrschen immer fünfundzwanzig Grad."

Tropische Magie in Hagenbeck

Am Anfang war er, der Anfang. Der, ohne Ende.

Am Anfang war die Stille, wüst und leer. Des Hörens bedürfend. Des Füllens bedürfend. Dann kamen das Rauschen des Windes, das Keckern der Vögel, das Donnern des Wasserfalls. Das Fauchen der Schaben und das Knattern der Klapperschlange.

Am Anfang war der Atem. Moder und Regenfeuchte, Ammoniak und Algen. Der Atem, der aus dem Vollen schöpfte, Universen und Staaten gebar: Wüstenbiotop und Flusslandschaft, Korallenriff und Termitenbau.

Am Anfang war die Wärme, schützend und brütend.

Am Anfang waren die Wunder. Vom Zellhaufen zum Guppy, von der Amöbe zum Klippschliefer oder Elefanten über Generationen und Äonen.

Am Anfang waren die Farben. Giftgrün oder Gelbpink, Karmesin, Petrol auf Terracotta: Baumpython und Diadem-Zwergbarsch, Erdbeerfröschchen und Gartenboa.

Am Anfang war die Stille, die gehört werden wollte.

Am Anfang war das Wort, und mit dem Wort kamen die Namen, und mit den Namen kam die Liebe: Traumkaiserfisch und Paradieswitwe, Blattschneiderameise und Brillenblattnasenfledermaus. Mit den Namen kam das Aneignen, nicht dein und mein, sondern das Learning by Heart; das Einverleiben: Krabbe und Banane, Pangasius und Brotfruchtbaum. Mit den Namen kamen die Liebe, und die Einsicht, und das Überleben: Rotknie-Vogelspinne und Schokoladendoktorfisch, Pfeilgiftfrosch und Fransenschildkröte.

Am Anfang war die Stille, die gehört werden wollte.

Das lautlose Gleiten des Blaupunktrochens, Schatten seiner selbst.

Gott suchen. Und finden. Das sei der jesuitische Weg, sagt der Prediger im Sonntagsgottesdienst. Er habe lange gebraucht, um es zu erkennen, dann habe es ihn neulich, in einer klösterlichen Liturgie, erfasst: Es sei ein Dreischritt, unvollständig ohne einen letzten, dritten.

Am Anfang war das Staunen. Über die himmelblaue Mundhöhle der Grünen Mamba, das allwissende Auge des Chamäleons, über den Phosphorglanz der Anakonda, das Pixelmuster des Grünen Hundskopfschlingers. Über Schleuderzungen und Riechzungen, Farbkommunikation und Infrarotjagd. Über die Kinderstuben der Fledermäuse und die Brutbeutel der Seepferdchen-Männchen. Über Nilkrokodile, deren Geschlecht durch die Bruttemperatur bedingt wird, und Ohrenquallen, die ihre Seinsart ändern, immer und immer wieder: Ei und Larve und Knospe und Meduse. Und Ei. Über das Schlammgrau des Schlammspringers, das Laubbraun der Königskobra: So und nicht anders.

Ein Dreischritt, sagt der Prediger, so einfach und so notwendig. Gott suchen. Und finden. Und anbeten.

Katrin Fiedler *ist Referentin für Lateinamerika im* Zentrum für Mission und Ökumene.

Die Zuhörinsel zwischen den Zügen

Anfangs des Jahres hat ein Hamburger in einer U-Bahnstation einen „Zuhör-Kiosk" eröffnet – und damit einen Nerv getroffen.

Ulrike Plautz

Das Symbol mit den Ohren ist sofort zu sehen. Wenn man die Treppe hinunter in den U-Bahnhof „Emilienstraße" steigt, hängt es gleich vorne am Kiosk. Hier zwischen den Gleisen steht der gläserne Raum, der Menschen dazu einlädt, ihre Geschichten zu erzählen. Dank Christoph Busch gibt es diese Zuhörinsel seit Anfang Januar. Dem 71-Jährigen kam die Idee bereits im letzten Jahr, als er in der U-Bahnstation den Aushang entdeckte, dass der Kiosk zu vermieten sei. Ein gläserner Raum, offen für alles. Das war die Gelegenheit. Warum sollte er nicht einmal mit etwas anderem gefüllt werden als mit Zeitschriften und Getränken? Warum ihn nicht einmal mit Geschichten füllen? Mit Geschichten von Menschen, die hier im Kiosk erzählt werden würden? Christoph Busch setzte die Idee in die Tat um. Er malte große Ohren und schrieb daneben: „Ich höre Ihnen zu. Jetzt gleich oder ein anderes Mal" und setzte sich in den Kiosk zum Zuhören. Von Montag bis Freitag von 9.30 bis 14.30 Uhr ist er da.

Die Menschen kamen. Einige guckten im Vorbeigehen einmal rein, andere kamen gezielt, einige mehrmals. An manchen Tagen waren es so viele, dass sie Schlange stehen mussten. „Aus Selbstschutz", wie er sagt, hat sich Christoph Busch inzwischen eine Uhr gekauft. Nach einer Stunde frage er die Erzählenden im Kiosk freundlich, ob sie nicht ein andermal wiederkommen wollten." Christoph Busch ist kein Therapeut und auch kein „Priester, der die Beichte abnimmt" und will auch nicht so verstanden werden. „Ich höre als Christoph Busch zu", sagt er. Der Autor hat Hör- und Drehbücher geschrieben und war zweimal für den Deutschen Fernsehpreis nominiert. Was ihn treibt ist seine Neugier auf andere Menschen und die Geschichte(n) derer, die kommen. Auch weil er sich „gern in andere hineinversetzt". Er fühle sich an diesem Ort selbst wie auf einer Insel. „Die Züge sind die Flüsse und ich sitze hier auf der Insel und werfe die Angel aus", sagt Christoph Busch. Zu ihm können die Menschen kommen und von sich erzählen, egal ob es ihnen gut oder schlecht gehe. „Das mediale Menschenbild suggeriert doch, dass Menschen nur etwas über sich erzählen können, wenn es ihnen gut geht. Aber so ist das Leben doch nicht." Er ärgert sich über dieses Idealbild, dass bewirkt, dass sich viele scheuen, „auch über die Schattenseiten des Lebens zu sprechen". Hier können sie so ein, wie sie sind. „Den meisten geht es doch um die Suche nach Glück", ist eine der Erfahrungen aus den letzten Wochen. „Wenn die Menschen kommen, die unglücklich sind, wollen sie ja wieder glücklich werden. Gemeinsam versuchen wir dann einen Zipfel zu finden."

Zu Christoph Busch kommen Alte und Junge, Frauen und Männer und erzählen ihre – meist sehr berührenden – langen oder kurzen Geschichten. Die meisten sind dankbar. Es habe ihnen gut getan, aus dem Leben zu erzählen und dass da einer ist, der zuhört. Letztens sei eine Frau gekommen und hätte gefragt, ob sie auch glückliche Geschichten erzählen könne, sie habe so ein schönes Leben gehabt. „Viele sind so voller Geschichten, da ist es doch einmal toll, wenn sich einer endlich die Zeit nimmt, um sie zu hören", sagt einer der Passanten. Schon jetzt ist das Notizbuch von Christoph Busch voll. Er hat offensichtlich einen Nerv getroffen. Irgendwann wird er ein Buch über seine Erfahrungen schreiben. Aber noch sitzt er im Kiosk und nimmt sich Zeit, den Menschen zuzuhören. Deshalb werden die Menschen weiterhin kommen, in die Glasinsel zwischen den Gleisen.

Christoph Busch in seiner ZuhörInsel

Fotos: iStock International Inc. (1), U. Plautz (1)

Sitzen, Atmen, Affen bändigen

Eine Oase mitten im Alltagstrubel hatte sich die Autorin gewünscht und einen Meditationskurs besucht. Dabei erfuhr sie: So einfach wie gedacht ist das alles nicht.

Constanze Bandowski

Stille. Absolute Stille. Kein Lärm dringt durch die dicken Klostermauern. Kein Windhauch ist zu hören. Der Morgen ist noch frisch. Durch die bleiverglasten Fenster tanzen Staubkörnchen auf matten Sonnenstrahlen hinaus ins Freie. Ich sitze auf meinem Meditationskissen und leide. Mein Rücken zwickt, die Knie schmerzen, mein linker Fuß schläft ein. Wie, um Himmels Willen, soll ich hier die nächsten fünfzehn Minuten in Reglosigkeit überstehen? „Atme“, sage ich mir, „denk nicht nach, atme einfach: ein – aus, ein – aus.“ Sechs Atemzüge lang geht das Mantra gut, dann fangen die Gedanken wieder an zu toben. Sie springen kreuz und quer durch mein Gehirn, verheddern sich im Nirgendwo, spinnen neue, nicht enden wollende Fäden, kurz: Sie sind einfach nicht zu bändigen.

Wegen des Spektakels im Kopf habe ich mir eine Zwangspause auferlegt. Nicht, dass ich schon wahnsinnig wäre, aber manchmal befürchte ich, kurz davor zu stehen. Der Job, die flügge gewordenen Kinder, die alternden Eltern, die Freunde, die Nachbarn – natürlich bin ich mit diesen Sorgen nicht allein auf der Welt. Es geht ja noch viel schlimmer! Aber ich muss gestehen: Ich fühle mich zutiefst erschöpft. Und so zerfleddert wie das Papiertaschentuch, das ich neulich wieder einmal aus der Waschmaschine holte. In diesem Zustand stolperte ich im Internet über die Zauberformel „Oase der Stille“. Drei Worte mit magischer Anziehungskraft. „Das will ich“, schrie meine Seele. „Klingt paradiesisch“, murmelte mein Geist. „Ich melde mich an“, beschloss mein Verstand.

Constanze Bandowski *lebt in Hamburg und ist als freiberufliche Journalistin tätig für Print, Hörfunk, Onlinemedien sowie als Lektorin für die Zeitschrift weltbewegt*

Herrlich sich treiben zu lassen. „Was für ein Schwachsinn“, kreischt mein Verstand

„Ich will nicht mehr“, mault mein Körper. Seit Freitagnachmittag sitze ich mehr oder weniger ruhig im Gebetsraum des Ratzeburger Domklosters und schweige. Bis zu sechs Stunden täglich. Dazwischen mache ich Qi Gong oder esse, ich ruhe mich aus oder spaziere durch die altweibersommerliche Seenlandschaft im Herzen Schleswig-Holsteins. Ich finde es herrlich, mich treiben zu lassen, am Ufer zu hocken, die Beine baumeln zu lassen und dem Schwappen der Wellen zu lauschen. Ich nehme Details wahr, an denen ich im Alltag achtlos vorbeizische: ein einzelnes Blatt, eine Spinne im Netz, den modrigen Geruch von verwesendem Laub. Gestern Nachmittag schritt ich besonders achtsam durch den Garten des Gästehauses und entdeckte mein kleines, rotes Auto. „Oh, mein kleines rotes Auto“, flüsterte mein sekundäres Hirnrindenareal, das für die Verarbeitung meiner visuellen Sinnesempfindungen zuständig ist. „Was für ein Schwachsinn“, kreischte mein Verstand. Fort war der Zauber des Hier und Jetzt, vorbei die innere Versunkenheit im Augenblick. Ich lachte mich schlapp, malte mir aus, wie Passanten über diese Irre vor dem Auto ablästerten und verurteilte die Situation als zutiefst lächerlich. Ich stellte allerdings fest: So fühlt es sich also an, wie ein im Spiel versunkenes Kind in der Gegenwart präsent zu sein. Auf Neudeutsch: im Flow zu sein.

Im Moment zappelt mein Geist hektisch zwischen Zukunft und Vergangenheit hin und her. Er schreibt Einkaufslisten, zankt sich mit Kollegen und grübelt über Zukunftsplänen herum. Mein Körper verharrt auf dem Kissen, mein Großhirn langweilt sich. Zur Ablenkung luschere ich aus den Augenwinkeln zu meinen Mitsitzenden. Leiden sie auch? Wie geht es ihnen? Sie wirken alle so in sich gekehrt, so beseelt, so versunken. Die Frau links neben mir strahlt eine fantastische Ruhe aus. Wie ich sie hasse! Wie schafft sie das nur? Die Reihe gegenüber wirkt auch ganz entspannt. Mir wird schlecht, mein Magen knurrt. Der Tag im Kloster beginnt um sechs Uhr dreißig. Noch eine Stunde bis zum Frühstück.

Rasende Gedanken sind wie eine Affenbande, die es zu bändigen gilt

Heute ist Sonntag. Zwei Nächte habe ich allein auf meinem Zimmer verbracht. Ohne Handy, Buch oder Zeitung. Ich will eine gute Schülerin sein und befolge brav alle Ratschläge unserer Zen-Meisterin. Sage nur „Salz“, wenn ich es beim gemeinsamen Essen brauche oder „Butter“, wenn ich nicht herankomme. Ich will das Maximum aus diesem Wochenende herausholen. Selbst hier funktioniere ich wie ein preußischer Soldat: fleißig, redlich, pflichtbewusst und ehrgeizig. Halt so, wie unsere Gesellschaft tickt: schneller, höher, weiter. Uns Frauen und Müttern wachsen dabei acht Arme. Wie Durga tanzen wir durch den Tag, telefonieren, während das Essen auf dem Herd brodelt, die Kinder an unseren Beinen kleben und wir den kommenden Geschäftstermin planen. Ich will die Oase der Stille spüren. Ich will das Paradies erfahren. Ich will Ruhe! Schluss mit dem Geplapper um mich herum. Durga soll sterben – jedenfalls ihr ketzerisches Abbild.

Schräg vor mir auf zwei Uhr sitzt die Zen-Meisterin Gundula Meyer vor der goldenen Klangschale. Das Kerzenlicht flackert auf ihrem Gesicht. Unter den grauen Haaren betrachte ich eine fast faltenfreie Stirn, entspannte Wangen, geschlossene Augen. Wie alt mag die Zen-Meisterin sein? Mindestens 75. Die ehemalige Pastorin nimmt garantiert kein Botox und doch hat sie weniger Falten als manche 40-Jährige. Wie kann sie fast so alt wie meine Mutter sein, aber stundenlang im Schneidersitz verharren? Vielleicht sollte ich auch sechs Jahre in ein japanisches Zen-Kloster gehen und sitzen, schweigen, atmen? Aber ich schaffe ja nicht einmal zwanzig Minuten!

Ich sitze und schweige und spüre, dass es mir guttut. Die Schmerzen im Rücken vergehen irgendwann und die Füße fallen wider Erwarten nicht ab. Mir gelingen mehr als zehn Atemzüge ohne zu denken. Nach einer gefühlten Ewigkeit ist die Meditationsphase schließlich vorbei. Gundula Meyer bringt ihre Schale zum Klingen, wir stehen auf und gehen schweigend im Kreis. Ein Dutzend Frauen zwischen 20 und 80, die Hände auf dem Bauch oder hinter dem Rücken verschränkt, den Blick gesenkt. In der Abschlussrunde sagt meine Sitznachbarin zur Rechten, dass sich mein Atem extrem beruhigt habe. Eine Frau aus Kiel verrät uns ihr eigenes Mantra: „Ich nenne es Atem-Pause.“ Sie hat recht: Fast 48 Stunden lang hatten wir eine harte, wundervolle, sinnliche Atempause. Ich erfahre, dass meine rasenden Gedanken völlig normal sind. Der Buddhismus vergleicht sie mit einer wildgewordenen Affenbande, die durch den Kopf tobt. Um sie auch weiterhin zu bändigen, beschließe ich, ab und zu mal in die Kirche der Stille in Hamburg-Altona zu gehen, zu schweigen, zu atmen und einfach mal zu sein.

„Fast 48 Stunden lang hatten wir eine harte, wundervolle, sinnliche Atempause“. Im Ratzeburger Domkloster bietet der Verein „Oase der Stille“ innerhalb der Nordkirche Meditationskurse an.

Weitere Informationen: *Meditation im Christian Jensen Kolleg in Breklum: www.christianjensenkolleg.de/Meditation, Oase der Stille: www.oase-der-stille.org und Kirche der Stille: Helenenstraße 14A, 22765 Hamburg, www.kirche-der-stille.de*

Fotos: C. Bandowski (2)

Die Oase im Hafen

Der Seemannsclub Duckdalben ist für viele Seeleute in den immer kürzer werdenden Pausen zur Insel der Erholung geworden

Matthias Ristau

Vor einiger Zeit habe ich gelesen, dass Menschen Inseln brauchen, um große Belastungen zu überstehen. Das können Inseln in der Zeit sein, also Momente der Ruhe, oder Orte der Ruhe oder Menschen, die ihnen Kraft geben. Von der Seefahrt gibt es romantische Bilder. Sie stimmen leider nicht. Seeleute sind an Bord täglich hohen Belastungen ausgesetzt. Der Lärm auf einem modernen Schiff ist überall, die Vibration der Maschine ist ständig spürbar. Ruhe gibt es nirgendwo. Die Zahl der Mannschaftsmitglieder wurde in den Jahren immer mehr reduziert, so dass der Arbeitsdruck auf die Einzelnen stark gestiegen ist. Die Seeleute sind meist vier bis elf Monate an Bord und arbeiten an sieben Tagen über 60 Stunden pro Woche. Da bleibt oft zu wenig Schlaf. Außerdem ist es auf den meisten Schiffen nur eingeschränkt möglich, mit Familie und Freunden Kontakt zu halten.

Die Sehnsucht nach Familie und Freunden nennen Seeleute auch zuerst, wenn es um Belastungen geht. Manchmal finden sie an Bord gute Kollegen oder sogar Freunde, es gibt kaum noch Stammbesatzungen. Standard ist eher der ständige Wechsel.

Endlich Land in Sicht, mal rauskommen aus den Wänden aus Stahl

Wenn das Schiff einen Hafen anläuft, ist viel zu tun: die Revierfahrt, das Anlegemanöver und dann Löschen und Laden, dazu viele Formalitäten. Wenn noch Zeit bleibt, freuen sich die Seeleute auf Abwechslung, darauf mal von Bord zu kommen, wenn es möglich ist. In Hamburg sehen die Seeleute bei der Einfahrt die Stadt, oft auch vom Liegeplatz aus, in der Ferne oder fast zum Greifen nahe. Doch so einfach ist es nicht dahin zu kommen. In der Regel darf nur ein Drittel der Besatzung bei kurzen Liegezeiten an Land. Auf kleineren Containerschiffen oder kleineren Tankern ist fast nie Zeit dafür (klein heißt hier, dass die Schiffe „nur“ 150 bis 200 Meter lang sind). Und wenn einer vom Schiff darf, steht er mitten im Hafen. In einer Wüste aus Beton, Stahl und Maschinen. Daneben Stapel von Containern, Berge von Kohle und von Schrott neben riesigen Tanks. Andere Ecken im Hafen sind wie eine Sandwüste. Von sich aus kommen die meisten Seeleute dort kaum weg. Dafür gibt es Unterstützung von Mitarbeitenden der Seemannsmission. Sie kommen an Bord, begrüßen die Seeleute mit einem „Welcome to Hamburg“ und informieren über den Seemannsclub und die Stadt. Sie haben Zeitungen dabei, Sim-Karten fürs Internet auf dem Smartphone und: Zeit für Gespräche.

Dieser Besuch ist etwas Besonderes. Da kommt eine Person nicht wegen des Schiffes, der Ladung oder wegen der Papiere. Da kommt jemand, der die Menschen sieht und sich für sie interessiert. Das ist für viele Seeleute schon eine kleine „Insel“ im Alltag. Und es ermöglicht ihnen vielleicht eine kleine Flucht: Landgang, Shore Leave, mal runter vom Schiff, rauskommen aus den Wänden aus Stahl. Festen Boden unter den Füßen, mal nicht im Arbeitsumfeld sein. Andere Menschen treffen. Das ist eine besondere Insel im Alltag. Die wenige Zeit soll gut genutzt sein. Angekommen im Club fragen viele sofort: „Wie komme ich ins Internet, wie geht das WLAN?“ Auf dem Smartphone oder dem Tablet ist dann zu sehen, wie zu Hause ein kleines Kind mitten in der Nacht aus dem Bett geholt wird. Es weint und die Mama zeigt auf den Bildschirm und sagt: „Guck, da ist Papa!“

Manchmal präsentieren die Seeleute den Mitarbeitenden von der Seemannsmission stolz ihre Familie und zeigen umgekehrt, wo sie sich gerade aufhalten und was es da alles zu sehen gibt. Ja, die Bar gehört dazu. Wasser, Kaffee und Tee gibt es umsonst, Kaltgetränke, Bier und Wein zu günstigen Preisen. Sie können Gitarren und andere Instrumente ausleihen, um miteinander zu musizieren, Billiard spielen und Tischtennis. Sport tut gut, auch weil an Bord dafür kaum Platz ist, außer im Fitnessraum. So habe ich schon Seeleute im kalten November draußen Basketball spielen gesehen, glücklich fast wie Kinder.

Andere erleben solche Momente beim Karaoke, wo voller Inbrunst mitgesungen wird. Wichtig ist auch der kleine Laden mit allen möglichen Dingen, die Seeleute so brauchen. Ist die Schokolade dabei schon ein Stück „Insel zum Mitnehmen“? Jedenfalls kaufen sie wirklich Tonnen davon, als Nervennahrung an Bord, manches sicher auch für zu Hause. Kleine Souvenirs sind wichtig für die Familie. Und Dinge, die den Geschmack der Heimat haben wie Tütensuppen und andere Snacks. Dazu Zahnpasta und anderes, was schnell aufgebraucht sein kann, wenn man monatelang unterwegs ist und man dann fast nie Gelegenheit zum Einkaufen hat.

Glaube ist wie eine Insel, mitten im Alltag auf See

Viele Seemannsmissionen haben einen Garten. Wenn es halbwegs warm ist, genießen es die Seeleute mal draußen zu sein, vielleicht barfuß im Gras. In Brunsbüttel etwa finden sie es immer wieder toll, wenn sie Äpfel direkt vom Baum pflücken. Auch im Seemannsclub ist oft viel Trubel, aber es gibt einen Raum der Stille, um einfach zur Ruhe zu kommen oder zu beten. Dort ist es nicht übervoll. Viele Seeleute gehen oft dorthin, um eine Kerze anzuzünden oder ein Gebet ins Buch zu schreiben. Der Raum der Stille ist offen für alle und ein Raum für Menschen aus vielen verschiedenen Religionen. Als Menschen, die selbst wissen, wie wichtig Glaube sein kann, können wir uns vorstellen, wie wichtig den Seeleuten ihr jeweiliger Glaube ist. Können sie doch sonst kaum etwas anderes auf ihre lange Reise mitnehmen. Der Glaube ist etwas, das ihnen Kraft gibt – er ist oft auch wie eine Insel, mitten im Alltag auf See. Anders als in interreligiösen Räumen, die bewusst neutral gehalten sind, gibt es im Duckdalben Symbole aus den verschiedenen Religionen. Denn es ist gut, wenn die Seeleute hier etwas Sichtbares von ihrem Glauben haben, das ihnen auch etwas von der Heimat vermitteln kann.

Ganz profan, aber auch wichtig: Sie können Geld wechseln, das sie aus anderen Häfen mitbringen. Oder Dollar in Euro tauschen, wenn es ausnahmsweise mal möglich ist, in die Stadt zu fahren. Ehrenamtliche der Seemannsmission bringen sie mit Kleinbussen zum Alten Elbtunnel. Vorher werden sie mit Stadtplänen und Informationen versorgt. Das ist wirklich ein Highlight für Seeleute, denn sie mögen den Seemannsclub als Insel im Hafen. Noch lieber ist er ihnen aber als Brückenkopf in die Stadt.

Falls jemand fragt, wo dabei die Seelsorge bleibt: Das alles ist schon Seelsorge, denn es tut den Seemännern und Seefrauen an der Seele gut, wenn es all dies für sie gibt. Und dabei auch noch Menschen, die ihnen bei Bedarf zuhören, sei es in einem persönlichen Gespräch oder nebenbei beim Geld überweisen.

Der „Raum der Stille“ im Duckdalben ist offen für Menschen aus allen Religionen.

Matthias Ristau
ist Seemannspastor der Nordkirche.

Fotos: M. Ristau (2), G. Pahl (1), C. Wenn (1)

Gibt es ein typisch britisches Inselgefühl?

Welche Auswirkungen hat die geografische Lage auf die britische Seele?

Terence Bloor

Bei uns in Großbritannien wird manchmal behauptet, die Psyche der Engländer habe eine „Inselmentalität“. Laut Wörterbuch wird mit der Definition eher der seelische Zustand einer Person beschrieben, als seine geografische Zugehörigkeit: nämlich der Glaube an eine Gemeinschaft oder Kultur, die im Vergleich zu anderen Gemeinschaften oder Kulturen überlegen oder besonders ist. Sollte diese Definition zutreffen, so gilt dies sowohl für die Länder des Kontinents als auch für Länder, die tatsächlich von Wasser umgeben sind. Unterstützung für diese Definition findet man in einigen politischen Ideologien besonders in Mitteleuropa, wo sich Staaten leicht passierbare Grenzen teilten.

Immer, wenn die britische Seele so beschrieben wird, habe ich gemischte Gefühle. Mir wird auch etwas unbehaglich, wenn ich diese Ansicht mal unbewusst teile! Ich muss zugeben, dass ich mir meiner eigenen kulturellen Prägung sehr bewusst wurde, als ich einige Zeit in den USA gelebt hatte. Konfrontiert mit dem internationalen Status der USA und dem dominanten Einfluss auf unsere heutige Welt, neigte ich dazu, zumindest bei Gelegenheit, die Tugenden meines Heimatlandes in Bezug auf seine Tugenden und historischen Errungenschaften zu feiern und zu verbreiten – um mich nicht zu sehr als Mitglied einer bedeutungslosen und minderwertigen Nation zu fühlen. Es wird gesagt, dass eine Inselmentalität zu einem Minderwertigkeitskomplex führen und sich so der Drang entwickeln kann, die mangelnde Größe auf andere Weise auszugleichen. Das kann unter anderem dazu führen, Reiche zu bilden (im buchstäblichen oder bildlichen Sinn). Ich frage mich manchmal, ob das in vergangenen Zeiten auch ein Grund für die koloniale Expansion Großbritanniens war.

Positive Einflüsse sind ausländischen Ursprungs

Obwohl mich das Meer geografisch von anderen Nationen trennt, bin ich wirklich froh, dass sich Großbritannien in einem hohen Maße zu einer multikulturellen Gesellschaft entwickelt hat und heute eine reiche, vielfältige und gut organisierte Kultur geworden ist. Auch wenn das nicht immer so war. Als die Römer erstmals in Britannien ankamen, wurden sie keineswegs mit offenen Armen empfangen. „Sie sind eine seltsame barbarische Brut“, schrieb Cäsar. „Sie haben kein Verständnis für Gesetzmäßigkeit und Disziplin“, fügte er später hinzu. Während der letzten zweitausend Jahre haben sich inzwischen verschiedene Traditionen, viel Wissen, Kochkunst, Wissenschaft und Glaube etabliert und integriert. Ich kann sagen, dass dadurch die Diversität in Großbritannien um ein Wesentliches reicher geworden ist, als es sonst der Fall gewesen wäre. Komischerund gleichzeitig bedauerlicherweise scheint es, als ob die Briten, vielleicht aus Bequemlichkeit, vergessen haben, dass viele dieser positiven Einflüsse, die unsere Identität bereichert und unsere Lebensqualität in England erhöht haben, tatsächlich ausländischen Ursprungs sind.

Vor 65 Jahren kamen zahlreiche Immigranten und Immigrantinnen aus der Karibik nach Großbritannien. Obwohl sie auf Einladung unserer Regierung kamen, weil sie nach dem Krieg die Arbeiten verrichteten, für die sich einheimische Briten zu schade waren, wurde ihnen ihre Anwesenheit verübelt und der Umgang mit ihnen war manchmal beschämend. Die Gleichberechtigung für Schwarze und ethnische Minderheiten in Großbritannien bleibt ein aktuelles politisches Thema und unterstreicht, wie weit der Weg zu einer effektiven sozialen Integration noch ist. Jedoch ist fraglich, ob dieses Verhalten am Inselstatus liegt oder nicht doch viel eher dem allgemeinen Rassismus zugeschrieben wird.

Ist der Brexit eine Folge der Inselmentalität?

Viel aktueller ist natürlich die Auswirkung des Referendums, das konservative Haltungen und Inselmentalität gefüttert hat, um eine knappe, aber dennoch eine Mehrheit für den Brexit zu erzielen. In welchem Maße der Brexit ein Ergebnis einer Inselmentalität ist, lässt sich kaum klar und einfach beantworten.

Die Tatsache, dass wir auf einer Insel leben, hat dem Vereinigten Königreich sicher geholfen, seit dem 11. Jahrhundert frei von Besatzungsmächten zu bleiben. Es hat aber möglicherweise dazu geführt, dass wir die Nachbarschaft und das harmonische Zusammenleben mit den Nachbarn nicht mehr so wertschätzen. Mehr noch: Es mangelt grundsätzlich an Wertschätzung für die Bedeutung des Friedens, der mit unseren Nachbarn nach einem bitteren Konflikt herrscht. Seit einiger Zeit gibt es Meinungsverschiedenheiten zwischen den Engländern, den Schotten und den Walisern, in denen es um Herrschaft und Unabhängigkeit geht. Dennoch hat sich daraus niemals etwas Ähnliches wie ein Krieg entwickelt, obwohl diese drei Nationen fest durch die Insel verbunden sind.

Durch das Nachdenken über das Thema fällt mir auf, dass eine Inselmentalität (als ein psychologischer Zustand) nur zu einem selbstbezogenen Gemütszustand führen kann und zu einer Mischung aus Ehrgeiz, der mit dem Widerwillen einhergeht, sich an einigen Entwicklungen weltweiter Veränderungen zu beteiligen.

Möglicherweise hat es eine latente Inselmentalität gegeben, die durch das EU-Referendum geweckt wurde. Ich glaube, dass eine unbewusste jahrelange Skepsis der Briten gegenüber Europa geholfen hat, sich für die Beendigung der EU-Partnerschaft zu entscheiden. Sie wurden angefeuert durch (vermutlich etwas übertriebene) Behauptungen in Bezug auf die Bürokratie in Brüssel und die sich entwickelnden politischen Bestrebungen innerhalb der EU für eine stetig wachsende Union.

So viel zum Unwillen, sich an Auslandsangelegenheiten zu beteiligen. Das Streben nach größeren und besseren Handelsgeschäften, die nach der „Befreiung“ von der EU möglich scheinen, wird untermauert durch ein verzerrtes, veraltetes Bild der vorzeitigen „glorreichen“ Tage des Britischen Weltreichs. Ich hoffe und bete, dass sich die getroffene Entscheidung nicht als kurzsichtig herausstellt oder auf unserer Inselmentalität beruht. Nun, es wird sich zeigen.

Rev. Prebendary Terence Bloor *ist Pastor in der Diözese Lichfield und Vorsitzender der Nordkirche Partnership Working Group*

Fotos: C. Hurtzinger (1), T. Bloor (1)

Inselmagnetismus

Inseln können Menschen ebenso stark anziehen wie abstoßen. Über die Lebensqualität auf der Insel entscheidet, wo sie liegt

Martin Haasler

Wie ist das Leben auf einer Insel? An dieser Frage scheiden sich die Geister. Die auf Inseln leben und es wissen müssten, beantworten diese Frage vollkommen unterschiedlich. Die Gegensätzlichkeit ihrer Antworten gleicht der Polarität eines Magneten: Was die einen als Rückzugsort beschreiben, mit dem sich Sicherheit, Geborgenheit und Vertrautheit verbindet, das erfahren die anderen als gefährliche Landmasse, die von tödlichen Gefahren umgegeben und ständig vom Untergang bedroht ist und auf der sich niemand ohne triftige Gründe länger als nötig aufhalten sollte.

Leicht nachzuvollziehen ist, dass die Größe, die Beschaffenheit und die Lage des Eilands die Antworten beeinflussen. Doch selbst die Bewohnerinnen und Bewohner ein und derselben Insel stimmen selten in ihrem Urteil über das Inselleben überein. Je mehr Menschen auf der Insel leben, desto unterschiedlicher sind ihre Insel-Lagebeschreibungen. Gemeinsam ist den meisten Insulanerinnen und Insulanern jedoch die Auffassung, dass das Leben auf einer Insel sich von dem auf dem Festland durch die jeweilige Umgebung grundlegend unterscheidet.

Ob Sehnsuchtsort oder bedrohter Lebensraum, die Insel ist für viele ein Faszinosum mit anscheinend magnetischen Kräften: Die einen stößt das Inselleben ab, die anderen zieht es magnetisch an. Offenbar im gleichen Maße suchen oder meiden Ruhe- und Erholungsbedürftige, Fernwehkranke, Bodenständige, Globetrotter, Aussteiger, Lebenslustige, Abenteurer, Umtriebige und Bequeme das Leben auf einer Insel. Nach meiner Beobachtung besteht dabei zwischen den verschiedenen Erdteilen kein Unterschied. Selbst in Gegenden, wo alle Menschen auf Inseln leben, zieht es viele aufs Festland. So wie es umgekehrt viele Menschen von den Kontinenten auf die Inseln zieht.

Ozeanien ist dafür ein gutes Beispiel. Diese Region im Südpazifik, die rund 70 Millionen Quadratkilometer groß ist, besteht aus über 7 500 Inseln. Nicht einmal jede dritte von ihnen ist bewohnt. Nimmt man die Fläche aller Inseln zusammen, macht sie rund ein Sechzigstel dieser Gesamtfläche aus. Das Wort „abgelegen“ beschreibt die Abgeschiedenheit manches Pazifikstaates fast schon verharmlosend. Manche Inselstaaten liegen sehr weit vom nächsten Nachbarstaat und den großen Routen der Schiff- und Luftfahrt entfernt. Das nächstgelegene Festland können die über 16 Millionen Bewohnerinnen und Bewohner Ozeaniens in Australien, Asien oder den Amerikas erreichen.

Auf manchen Inseln sind Einwanderer in der Überzahl

Oftmals erfordert der Transport von Reisenden, Gütern und Informationen nach und von den Inseln einen so hohen Aufwand, dass er wenig lukrativ erscheint und daher gescheut wird. So sind in Teilen Ozeaniens Sorgen über eine kulturelle und wirtschaftliche Isolation zu hören. Hier liegen Gründe dafür, dass Menschen seit Generationen ihre ozeanischen Inseln für immer verlassen und im Zuge von Ausbildung und Beruf ihr Glück auf dem australischen und amerikanischen Festland suchen. Zusätzlich gefährden in Ländern wie Kiribati die Folgen des Klimawandels das menschliche Leben.

Für andere scheinen jedoch gerade die von Ballungsräumen und Wirtschaftszentren weit entfernten pazifischen Inseln mit ihrem arten- und rohstoffreichen Naturräumen und angenehmen klimatischen Bedingungen besonders attraktiv zu sein. Einwanderer vornehmlich aus Europa und Asien stellen beispielsweise in Fidschi und Teilen Mikronesiens große Bevölkerungsanteile und haben sogar wie in Hawaii und Neuseeland die indigene Bevölkerung zur Minderheit werden lassen.

Fazit: Über die Lebensqualität auf einer Insel entscheidet die Umgebung. Auf einer Insel hängen die Lebensmöglichkeiten ab von Austausch und Verbindungen über alles Trennende hinweg. Isolierte „Insellösungen“ genügen den Herausforderungen nicht. Wer in der globalisierten Welt überleben will, kann dies vom Leben auf Inseln lernen.

Martin Haasler *ist Referent für Papua-Neuguinea und Pazifik im* Zentrum für Mission und Ökumene *und reist häufiger in die inselreichste Region der Welt.*

Der Transport von Inselreisenden erfordert einen hohen Aufwand, der oft gescheut wird. Das fördert die Angst vor Isolation.

Fotos: Flexmaen/wikimedia (1), C. Wenn (2), E. de Castro/REUTERS (1)

„Wir leben oft in Angst, haben aber Hoffnung“

Elena und June Yañez kommen aus Mindanao, der zweitgrößten Insel der Philippinen. Sie war in den letzten Jahren besonders von schweren Sturmfluten betroffen

Die Flut trifft vor allem die Küstenbewohner in Mindanao.

Die Philippinen sind mit 7 105 Inseln der fünftgrößte Inselstaat der Welt. Haben Sie dort ein spezielles Inselgefühl entwickelt?

Elena: Mir ist es tatsächlich erst sehr spät bewusst geworden, dass ich auf einer Insel lebe. Ich bin im Hochland von Mindanao, in der Provinz Bukidnon, aufgewachsen, die keinen direkten Zugang zur Küste hat. Das ist wie eine Insel auf der Insel. Da das Reisen sehr mühevoll ist, war ich bereits 13, als ich zum ersten Mal das Meer gesehen habe. Dann erst habe ich wirklich begriffen, dass ich auf einer Insel lebe.

June: Ich bin in Davao an der Küste aufgewachsen, das war für mich natürlich völlig anders. Ich hatte von Anfang an ein Inselbewusstsein.

Elena: Als wir uns kennenlernten, hatten wir das Gefühl in zwei Welten groß geworden zu sein. Ich hatte noch lange großen Respekt vor dem Wasser und Fisch war eine seltene und teure Delikatesse.

June: … und ich bin mit dem Wasser aufgewachsen und habe fast nur frischen Fisch gegessen, der hier natürlich viel billiger war.

Heute werden die Philippinen immer häufiger von Stürmen und Überschwemmungen heimgesucht. Wie wirkt sich der Klimawandel auf die Menschen aus?

Elena: Wir leben in ständiger Angst. Gerade heute Morgen hat mir meine Mutter eine Nachricht geschickt und mit größter Sorge erzählt, dass es nun schon seit einer Woche ununterbrochen heftig regnet. Ihr kamen Erinnerungen vom letzten Jahr hoch, als es genau um diese Zeit starke Überschwemmungen gab. Man weiß in der Situation einfach nicht, was noch alles kommt. Mindanao ist leider besonders bedroht.

June: Man fühlt sich in solchen Situationen einfach hilflos und ausgeliefert. Einige sind schon abgestumpft und resignieren langsam. Viele haben seit den letzten Stürmen immer noch keinen Strom und müssen seit Monaten weite Wege gehen, um überhaupt an sauberes Trinkwasser zu kommen. Das ist schlimm, vor allem für Familien mit kleinen Kindern.

Gibt es Maßnahmen in Ihrem Land?

June: Leider müssen wir auf ein Phänomen reagieren, dass wir nicht verursacht haben. Der Klimawandel ist ein globales Problem. Das heißt, wir müssen ungerechterweise stärker unter den Folgen des Klimawandels leiden als Länder des Nordens, obgleich unser Lebensstil viel weniger Ressourcen verbraucht. Hier können also nur die Verursacher etwas tun. Allerdings kommen bei uns noch Faktoren hinzu, die die Unwetterfolgen zusätzlich verstärken. Dazu gehört etwa der ausufernde Bergbau durch ausländische Großkonzerne mit der Folge, dass es bei starken Regenfällen häufiger zu Schlammlawinen kommt. Mittlerweile haben sich auch Menschen bei uns organisiert, um die Regierung unter Druck zu setzen, etwas zu tun. Die Regierenden selbst wohnen übrigens in sicheren Regionen, wo sie nicht von Überschwemmungen bedroht sind. Nach der großen Flut haben sich Gruppen wie die Survivers of Sending (SOS) gegründet, die auch von Kirchen unterstützt werden. Außerdem engagiert sich die Kirche für Flutopfer, ist vor Ort, sorgt für Essen und leistet seelischen Beistand.

Welche Hilfe wünschen Sie sich von den Ländern des Nordens?

Elena: Wir wünschen uns, dass die Organisationen weiterhin unterstützt werden, die sich um die Opfer kümmern. Das Wichtigste aber ist, dass die Menschen ihren Lebensstil ändern. Jede Änderung, auch die kleinste, hat eine Wirkung.

June: Wir haben keine Wahl und können uns das Land, in dem wir leben nicht aussuchen. Wir leben oft in Angst, aber wir haben Hoffnung.

Das Interview führte Ulrike Plautz.

June Mark Yañez *lebt mit seiner Frau* **Elena** *zurzeit in Hamburg. Der Pastor der philippinischen Iglesia Filipina Independente ist Ökumenischer Mitarbeiter und arbeitet seit 2015 in der Hamburger Seemannsmission.*

Bedrohliche Millimeter

Wegen des Klimawandels befürchten Experten, dass Inselstaaten wie Kiribati noch in diesem Jahrhundert vom Meer verschluckt werden

Ulrike Plautz

Wie lange werden die Dämme auf Kiribati das Meer noch aufhalten können?

In Kiribati sind die Folgen des Klimawandels keine Theorie, sondern schon jetzt Realität. Der tief liegende pazifische Inselstaat droht vom Meer überspült zu werden. Damit ist die Existenz von 11 800 Einwohnerinnen und Einwohnern bedroht. Kiribati besteht aus 33 Korallenatollen und Inseln, die über eine Fläche verteilt sind, so groß wie die USA. Die Atolle liegen jeweils nur drei bis fünf Meter über dem Meeresspiegel. Der Weltklimarat hatte bereits vor 25 Jahren vor einem globalen Meeresspiegelanstieg gewarnt. Seitdem messen Forscher einen Anstieg des Meeresspiegels von jährlich bis zu 5,7 Millimetern. In Kombination mit den häufiger werdenden Stürmen, Hurrikanen und Überschwemmungen ist bereits ein Anstieg von wenigen Millimetern eine Bedrohung für die Menschen. Es gebe zwar viele lokale Ursachen, aber die Hauptursache dafür sei die vom Menschen verursachte globale Erwärmung. „Wir wissen, dass vor der Industrialisierung der Meeresspiegel stabil war, dann begann er zu steigen. Jetzt sind wir bei drei Zentimetern pro Jahrzehnt“, so der Ozeanografie-Professor Stefan Rahmstorf von der Universität Potsdam. „Je höher der Meeresspiegel steigt, desto höher laufen Sturmfluten auf. Manche Küstenregionen wird man nicht verteidigen können.“ Wissenschaftler befürchten, dass Kiribati noch in diesem Jahrhundert vom Meer verschluckt wird. „Schon heute sind strandnahe Friedhöfe überflutet“, wo nur „noch Grabkreuze aus dem Wasser ragen“, schildert der Journalist Benjamin von Brackel (*Süddeutsche Zeitung*, SZ, 29.10.2017). Er beschreibt Menschen, die nach Jahren wieder den Ort ihrer Kindheit besuchen wollen und entdecken müssen, dass das Haus ihrer Kindheit vom Meer umflutet ist. Einige Inseln sind schon jetzt unbewohnbar. Zwar werden Dämme gebaut, doch das Wasser sucht sich andere Wege ins Land. Mit der Folge, dass das Meerwasser in den Boden einsickert, das Trinkwasser versalzt und ungenießbar wird. So bleibt schließlich nur der Ausweg, die Insel zu verlassen.

Die Umsiedlung wird vorbereitet

Vor drei Jahren hatte die Regierung von Kiribati Land auf den Fidschi-Inseln gekauft, das mit mehr als 2 000 Hektar so groß ist wie Hiddensee. Der Präsident Anote Tong hatte beschlossen, dass es besser sei, „seine Landsleute schon jetzt darauf vorzubereiten, in Würde umzusiedeln, als abzuwarten, bis die Katastrophe unmittelbar bevorsteht“. Das hieße auch: „die Inselbewohner besser auszubilden, damit sie auch anderswo eine Arbeit finden können“(*SZ*, 29.10.2017). Anote Tong ist auf internationalen Foren eine bekannte Stimme, der die Welt überzeugen muss, das Problem des Klimawandels ernst zu nehmen. Die Wut auf die Verursacher des Klimawandels ist groß. Während die Klimagasemissionen der Menschen von Kiribati pro Kopf zu den drittniedrigsten der Welt zählen und reiche Industrieländer wie die USA 45-mal mehr Emissionen in die Luft pumpen, leiden die Menschen im Pazifik am meisten unter den Folgen. Viele der von einer Umsiedlung Betroffenen möchten heute auch nicht mehr Klimaflüchtlinge genannt werden. „Wir sind für all das nicht verantwortlich“, sagte so auch Bischof Jack Urame aus Papua-Neuguinea. Dass die Menschen am meisten zu leiden hätten, deren Lebensstil am wenigsten zum Klimawandel beigetragen habe, sei unfair. In seiner Rede auf der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (s. *weltbewegt* 03/17) hatte er betont, dass wir auf demselben Planeten leben und Verantwortung für das Leben aller auf der Erde tragen. Deshalb müssen die Zusagen der Klimakonferenzen, die Erderwärmung zu begrenzen, dringend eingehalten werden. Nur so kann der Untergang der Inseln verhindert werden.

Fotos: J. Grosse (2), C. Wenn (1), A. Paulsen (1)

Plastik im Paradies

Auch Müll ist ein Problem für Inseln wie Kiribati. Dagegen wird heute etwas getan. Ihre Erfahrungen schildert die Freiwillige Anne Paulsen

Kiribati gehört für mich zu den abgelegensten Ländern der Welt. Seine 33 Inseln erstrecken sich über ein weites Gebiet entlang des Äquators zwischen Australien und Hawaii. Unendlich groß ist der Ozean um die Inseln herum, während ihre Landflächen nur sehr klein sind. So beträgt die Gesamtfläche der Hauptstadtinsel Tarawa gerade einmal 32 Quadratkilometer, bei einer Einwohnerzahl von rund 56 000. Weit abgeschottet vom Rest der Welt, auf sehr engem Raum und in unmittelbarer Nähe zum Meer, lebt man auf Kiribati in viel größerer Abhängigkeit von Umwelt und Natur. Was das genau bedeutet, durfte ich selbst erfahren, als ich im Sommer 2016 meinen einjährigen Freiwilligendienst auf dieser einzigartigen Insel begann.

Die Landfläche von Kiribati wird Medienberichten zufolge aufgrund des Klimawandels immer kleiner. Sie macht den Menschen das Leben schwer, weil das Wasser mal wieder knapp wird, oder es einfach kaum Platz mehr gibt, um eigenes Gemüse anzubauen und Tiere zu halten. Zugleich wachsen die Müllberge auf der Hauptstadtinsel Tarawa immer weiter an. Neben den gefährlichen CO_2-Emissionen wird die Umweltverschmutzung durch Müll ein zunehmendes Problem, von dem auch die kleine Idylle im Pazifik nicht mehr verschont bleibt. Vor allem, seitdem Kiribati immer mehr Güter aus dem Ausland importiert. Am Ende der Gebrauchskette bleiben diese Importgüter als Müll auf der Insel zurück. Um den Rücktransport von Abfällen scheinen sich Importunternehmen nicht zu kümmern. Kiribati hat kein effizientes System zur Abfallbeseitigung. Den Müll auf Schiffe zu verladen und nach Australien oder Neuseeland zu bringen, wäre zu teuer.

Fährt man auf Tarawa Richtung Hauptstadt Bairiki und erreicht den ersten Causeway, eine Art Straßendamm im Meer, bemerkt man plötzlich einen unangenehmen Geruch. Vorbeifahrende Menschen in offenen Trucks oder Bussen halten sich mit Tüchern vor dem Gestank die Nasen zu. Neben dem Causeway befindet sich nämlich ein riesiger eingezäunter Müllplatz. Auf Tarawa werden sogenannte Greenbags verkauft, in denen jegliche Abfälle in allen Haushalten gesammelt werden sollen, um diese dann mit einer Müllabfuhr zur Sammelstelle am Causeway zu bringen. Bei Sturmfluten droht allerdings die Gefahr, dass dieser Müll auf der Insel und im Meer verteilt wird.

Müllsammelaktionen am Strand

Nicht selten wird auch das direkte Umfeld zum Abfalleimer. Sei es das Meer, der Hinterhof, oder einfach der Fußboden. Zu einer meiner Aufgaben gehörte es, den Englischunterricht am Goward Memorial College auf Tarawa zu unterstützen. Für mich war es erschreckend, wie viel Müll täglich auf unserem Schulgelände lag. Verpackungen der Pausensnacks wurden oftmals einfach weggeworfen. So kam es beim Thema Müllentsorgung auch zu engagierten Diskussionen. Müll war und ist überall ein Problem. Nur wenige Meter von der Schule entfernt schwammen Autoteile, Plastik, und andere Gegenstände in der türkisblauen Lagune. Seit einiger Zeit gibt es nun eine Bewegung, die sich für mehr Umweltbewusstsein und eine saubere Insel einsetzt. Zum Beispiel werden Müllsammelaktionen zur Säuberung der Strände organisiert. Andere Projekte setzen sich dafür ein, dass Mangroven gepflanzt werden, die einen natürlichen Schutz vor Küstenerosionen bilden. Neben den Folgen des Klimawandels ist auch die globale Umweltverschmutzung ein Problem. Es wird in Kiribati besonders sichtbar. Dem müssen und können wir heute entgegenwirken. Auch bei uns. In Deutschland gehört für mich dazu vor allem der Verzicht auf Konsum und das Umdenken in Richtung Wiederverwertung statt überflüssiger Neuproduktion.

Müll ist ein wachsendes Problem für Inseln wie Kiribati. Es fehlt ein funktionierendes Abfallsystem.

Anne Paulsen
(22) war 2016 als Freiwillige auf Kiribati. Sie studiert jetzt Religions- und Politikwissenschaften in Hamburg.

Malta – eine Insel mit Licht und Schatten

Wie leben Geflüchtete auf Malta heute? Lena Paulsen engagiert sich als Freiwillige beim Jesuit Refugee Service und schildert ihre Eindrücke

Es gibt viele Sonnenseiten auf der Urlaubsinsel Malta. Durch meine Tätigkeiten beim *Jesuit Refugee Service* lerne ich aber auch Schattenseiten kennen, die besonders das Leben vieler Flüchtlinge* betreffen.

Malta hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Eroberungen durch verschiedene Großreiche – von 870 bis 1090 waren es arabische Länder – haben den Inselstaat geprägt. Nach der Besetzung durch die Normannen hatten bis 1964 europäische Machthaber, zuletzt Großbritannien, die Vorherrschaft. Seit 2004 gehört das Archipel mit rund 430 000 Einwohnern zur Europäischen Union. Die Mehrheit der Malteser fühlt sich europäischen Ländern heute stärker verbunden als arabischen oder afrikanischen Staaten – obwohl sich die geografische Distanz zu den Kontinenten kaum unterscheidet.

In die Schlagzeilen kam die Insel, als immer mehr Menschen von der lybischen Küste aus mit Booten ins Mittelmeer flüchteten, um europäisches Festland und damit Schutz zu erreichen. Die Bilder dazu kennen wir. Nicht alle können gerettet werden, aber für viele wurde Malta nach der Rettung zum ersten Ankunftsland in Europa. Hauptsächlich sind es Menschen aus Somalia, Eritrea, Äthiopien, und Nigeria, die auf diesem gefährlichen Weg Malta erreichten. Laut UN-Statistik sind seit 2002 insgesamt 19 000 Flüchtlinge angekommen. Davon leben heute nur noch rund 7 000 auf der Insel. Ein Grund dafür ist auch das Resettlement-Programm, die Neuansiedlung und Überführung von Flüchtlingen aus einem Asylland in ein anderes, durch welches viele Menschen in die USA ziehen konnten. Seit der Präsidentschaft von Donald Trump ist diese Option stark eingeschränkt. Das ist vor allem für die Familien ein Problem, die keine andere Möglichkeit auf eine Zusammenführung haben. Ein anderer Grund ist, dass seit 2015 aus dem Mittelmeer gerettete Menschen ausschließlich nach Italien gebracht wurden. Seither kamen überwiegend Flüchtlinge aus Syrien und Libyen mit dem Flugzeug nach Malta. Durch das sogenannte Relocation-Verfahren der EU, werden Flüchtlinge aus Italien und Griechenland inzwischen auch nach Malta gebracht, um hier Asyl zu beantragen. Mit der neuen Frontex Operation *Themis* scheint aktuell die Regelung, Gerettete ausschließlich nach Italien zu bringen, offiziell aufgehoben.

Der *Jesuit Refugee Service* (JRS), der 1980 von Jesuiten gegründet wurde, um geflüchteten Menschen zu helfen, ist eine internationale Nichtregierungsorga-nisation (NGO), die es seit 1993 auch auf Malta gibt. Die soziale und materielle Unterstützung wird heute durch rechtliche Hilfe und Öffentlichkeitsarbeit ergänzt. Diese Arbeit von JRS hat beispielsweise bewirkt, dass Flüchtlinge nach ihrer Ankunft auf der Insel nicht mehr bis zu 18 Monate, sondern nur noch wenige Tage in einem *Detention Centre* (Gefängnis) verbringen müssen. Nach wie vor erschreckend sind die Lebensumstände in den Flüchtlingsunterkünften, den *Open Centern*, die für alle enorm belastend sind. Die einzige Möglichkeit, den schlechten Lebensbedingungen dort zu entkommen, ist es, einen Job zu finden, um eine Wohnung mieten zu können. Auf Malta dürfen auch Asylsuchende oder abgelehnte Asylbewerber arbeiten. Jedoch wissen viele Arbeitgeber und Flüchtlinge nichts davon. So arbeiten viele ohne Arbeitserlaubnis und damit ohne Absicherung auf Bezahlung. Integrationsarbeit deckt heute in erster Linie die Grundbedürfnisse wie Arbeit, Wohnung, rechtliche und medizinische Versorgung ab. Dabei kommen andere Integrationsziele zu kurz, in denen es darum geht, Brücken zwischen Einheimischen und Neuangekommenen zu schaffen. Dieser Teil von Integration ist wichtig, doch Organisationen wie JRS müssen die Lücken einer fehlenden Integrationspolitik füllen. Trotz vieler Fortschritte sind Flüchtlinge immer noch benachteiligt. Zusammen mit den NGOs kämpfen sie auch selbst weiter um ein Leben in Würde. Zur Philosophie des Jesuitenordens gehört es, die Ärmsten der Armen zu unterstützen, ohne Rücksicht auf Religion oder Herkunft. Dieses Prinzip ist für mich die schönste Art und Weise, seinen christlichen Glauben zum Ausdruck zu bringen.

**Der Begriff „Flüchtling" wird in diesem Artikel genutzt, um alle diejenige zu nennen, die in Europa Schutz suchen und/oder jegliche Form von internationalem Schutzstatus durch die Europäische Union oder nach Maltesischem Gesetz haben (Lena Paulsen).*

Lena Paulsen, *(23), ist seit 2017 als Freiwillige des* Zentrums für Mission und Ökumene *auf Malta tätig.*

Stadtinsel für Geflüchtete

Brot & Rosen nennt sich das Wohnprojekt einer kleinen ökumenischen Gemeinschaft, die Geflüchteten vorübergehend ein Zuhause anbietet

Birke Kleinwächter

Im Meer der Stadt Hamburg liegt irgendwo in einem unscheinbaren Stadtteil die kleine Insel Brot & Rosen. Sie ist eigentlich ein Wohnprojekt. Seit 1996 leben wir als kleine christlich-ökumenische Gemeinschaft in den Räumlichkeiten eines ehemaligen Pastorats und Gemeindehauses und bieten Geflüchteten ein Zuhause auf Zeit an. Unser Vorbild ist die *Catholic Worker Bewegung*, die in den 1930er Jahren in den USA erste *Houses of Hospitality* gründete. Sie handelt nach dem biblischen Motto: „Und vergesst nicht, Gastfreundschaft zu üben, denn auf diese Weise haben einige, ohne es zu wissen, Engel bei sich aufgenommen" (Hebräer 13,2). Sie will eine neue Gesellschaft in der Schale der alten errichten, „eine Welt, in der es leichter ist, gut zu sein".

Brot & Rosen ist eine vielbereiste Insel. Manche bleiben nur für kurze Zeit. Die meisten wohnen jedoch mehrere Monate bei uns. Nur wenige bleiben für immer. Zur Hausgemeinschaft gehören meist 20 Personen. Wir nehmen fremde Menschen im „Haus der Gastfreundschaft" auf, weil sie Hilfe brauchen und lernen sie erst dann allmählich besser kennen. Einige werden schneller, andere langsamer zu Mitbewohnerinnen und -bewohnern. Immer, wenn Menschen neu zu uns kommen, ist die Spannung groß: Wie wird es sein? Diese Frage stellen sich beide Seiten. Wir sind eben eine große WG und keine soziale Einrichtung. So hatte ich damals, als ich 1998 zum ersten Mal ins Haus kam, auch vergeblich nach so etwas wie einem Empfangstresen gesucht.

Durch die, die kommen, werden wir selbst beschenkt

Die Tage haben eine feste Struktur. Unbeeindruckt von festländischer Hektik trifft sich die Wohngemeinschaft montags bis freitags zum Gebet. Außerdem kommen wir jeden Abend an einem Tisch zum Essen zusammen. Darüber hinaus gibt es ein wöchentliches Treffen, auf dem alle berichten, was sie erlebt haben, wer kommt, wer geht und welche Aufgaben in der nächsten Woche zu erledigen sind.

Was uns ausmacht, ist eben nicht nur der gemeinsame Alltag, sondern auch die gemeinsame Suche nach Antworten. Die Insel hat auch gute Fährverbindungen nach außen. Es gibt einen regen Güterverkehr (vor allem was Lebensmittel und die Post betrifft). Aber ebenso gut funktionierende Personenfähren. So gibt es auch Tagesgäste, kirchliche oder studentische Gruppen, die nur für einen Tag kommen und sich ein Bild von der Gemeinschaft verschaffen wollen.

Unsere Gemeinschaft ist so etwas wie ein Mikrokosmos der Gesellschaft, zumindest was die Vielfalt betrifft. Hier wohnen Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts. Einige haben Kinder, andere nicht. Wir haben verschiedene Hautfarben, sprechen unterschiedliche Sprachen und kommen aus anderen Kulturen. Natürlich kommt es bei uns im Alltag auch zu Konflikten. Aber die Bereitschaft, Konflikte zu besprechen und zu lösen, ist groß.

Viele der Geflüchteten können auf unserer Insel Schutz finden und sich sicherer fühlen, als im unwirtlichen Meer der Stadt, mit all seiner Bürokratie, dem Behördenjargon und seinen abgelegenen Unterkünften. Das stärkt. Dennoch bleibt das Ziel die Rückkehr aufs Festland. Dort sollen sie lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Wir begleiten die Geflüchteten nur einen Teil ihres Weges. Auch wenn beim Abschied dann Tränen fließen, weil man sich inzwischen angefreundet hat … Zum Glück bleiben uns viele auch danach noch verbunden.

Ich erlebe Gastfreundschaft als etwas Gegenseitiges, als etwas, das sich der Berechenbarkeit entzieht. Wir bieten nur das Dach über dem Kopf, das Bett, das Bad, das Essen. Durch diejenigen, die kommen, werden wir immer selbst Beschenkte.

Besucherinnen und Besucher sind willkommen. Wer mag, kann fragen, ob er uns auf unserer Insel besuchen darf. Gerne geben wir die Erfahrung weiter, dass das Zusammenleben mit vielen verschiedenen Menschen sehr beglückend sein kann.

Die ungekürzte Version kann man lesen unter brot-und-rosen.de

Birke Kleinwächter *ist Diakonin im Rauhen Haus und lebt mit ihren zwei Kindern seit 2001 bei Brot und Rosen.*

Fotos: D. Gerstner (1), L. Paulsen (1), F. Bimmer/REUTERS (1), privat (1)

Neue Volksinitiative will den Kohle-Ausstieg für Hamburg

Zentrum für Mission und Ökumene gehört zu den Initiatoren

Claudia Ebeling

„Tschüss Kohle“ – unter diesem Motto steht die Volksinitiative, die am 21. Februar im Hamburger Rathaus an den Start gegangen ist. Sie ruft alle Hamburgerinnen und Hamburger dazu auf, per Unterschrift den Kohleausstieg zu unterstützen. Dafür braucht die Initiative bis zum 27. März 10 000 Unterschriften. Ihr Ziel ist es, dass ab 2025 keine Wärme und auch kein Strom in Hamburg mehr aus Kohle produziert werden. Nur so ist das Ziel des Pariser Klimaabkommens umzusetzen, den Temperaturan stieg auf der Erde auf unter zwei Grad (möglichst 1,5 Grad) zu begrenzen. „Wenn wir nicht langfristig ausschließlich auf erneuerbare Energien umsteigen, wird der weltweite Klimawandel nicht zu bremsen sein, mit verheerenden Folgen für uns Menschen und alle Mitgeschöpfe“, erklärt Ulrike Eder von der Infostelle Klimagerechtigkeit im *Zentrum für Mission und Ökumene.* Sie gehört neben Wiebke Hansen und Dr. Ulf Skirke zu den Sprecherinnen und Sprechern der Volksinitiative.

Um den Kohleausstieg verbindlich festzulegen, muss das Hamburger Klimaschutzgesetz geändert werden. Einen entsprechenden Vorschlag haben die Organisatoren der Volksinitiative mit Juristen erarbeitet und wollen ihn der Hamburger Bürgerschaft vorlegen. Die politischen Entscheidungsträger sollen diese Änderungen aufnehmen.

Klimaschädlichste Form der Energieerzeugung

Die Verbrennung von Kohle trägt massiv zum CO_2-Ausstoß bei. Ohne eine grundlegende Wende bei der Strom- und Wärmeerzeugung wird die Hansestadt das im Hamburger Klimaplan fixierte Ziel verfehlen, den CO_2-Ausstoß bis zum Jahr 2030 um 50 Prozent zu reduzieren. Hamburg gehört in Deutschland zu den Städten, die am meisten Kohle verbrennen. Derzeit werden hier noch 60 Prozent der Fernwärme aus Steinkohle erzeugt. 85 Prozent des in Hamburg produzierten Stroms entsteht ebenfalls aus Kohle.

In Norddeutschland wird sehr viel Strom aus erneuerbaren Quellen gewonnen. Obwohl dieser Strom laut dem Erneuerbaren-Energien-Gesetz Vorrang genießt, kann er derzeit nicht regelmäßig genutzt werden, da das Stromnetz auch durch den Strom der Kohlekraftwerke in Hamburg verstopft wird. Die Wärmeauskopplung würde neue Abhängigkeiten von der Kohleverbrennung schaffen, was die frühzeitige Abschaltung der Anlagen verhindern könnte.

Energie aus Kohlekraftwerken ist eine der klimaschädlichsten und dreckigsten Formen der Energieerzeugung. Kohlekraftwerke stoßen hohe Mengen gesundheitsschädlicher Stoffe wie Quecksilber oder Stickoxide aus und sind einer der größten Verursacher des weltweiten Klimawandels. Der Import von Steinkohle ist zudem mit massiven Menschenrechtsverletzungen in den Herkunftsländern, wie etwa Kolumbien oder Russland, verbunden. In Deutschland ist das Ende der subventionierten Steinkohleförderung dagegen bereits beschlossene Sache. Wegen explodierender Ewigkeitskosten wird die letzte Zeche Ende 2018 geschlossen.

Ohne einen schnellen Einstieg in den Kohleausstieg können die deutschen Klimaschutzverpflichtungen nicht erreicht werden und das Pariser Klimaziel wird weit verfehlt.

Weitere Informationen:
www.klimagerechtigkeit.de
www.klimamediathek.de
www.tschuess-kohle.de
und
www.klimaretter.info/energie/hintergrund/24104-windstrom-kommt-nicht-durch

Foto: B. Stachowske (1)

Was haben Christen mit dem Klimawandel zu tun? Welche Aufgabe haben sie?

Ulrike Eder: Klimawandel und Klimaschutz sind für uns als kirchliches Werk Fragen von weltweiter Gerechtigkeit. Denn der Klimawandel ist in mehrfacher Hinsicht ungerecht: Die Auswirkungen unserer westlichen Lebens- und Wirtschaftsweise sind eine wesentliche Ursache der Klimaveränderung und zugleich eine Ursache für Flucht sowie eine Bedrohung für die Überlebensmöglichkeiten von Milliarden Menschen weltweit. Das gilt auch für unsere Mitwelt an Pflanzen und Tieren. Diese Perspektive immer wieder in öffentliche Diskussionen zu bringen und gleichzeitig Vorbild zu sein, ist unsere christliche Verantwortung.

Wie betrifft das Thema Klimawandel die tägliche Arbeit im *Zentrum für Mission und Ökumene*?

Es ist ein absolutes Querschnittsthema. International bekommen wir zunehmend Anfragen aus unseren Partnerkirchen in Ländern des globalen Südens. Diese müssen aufgrund der Auswirkungen des Klimawandels und der Beeinträchtigungen andere Wege einschlagen, zum Beispiel bei der Bewässerung. Auch beschäftigen wir uns mit Anpassungsmaßnahmen an die Folgen des Klimawandels, mit der Finanzierung der bereits erfolgten Verluste sowie Schäden und mit konkreten Klimaschutzprojekten, die erneuerbare Energien nutzen.

Welche Anfragen sind hier vor Ort an ein kirchliches Werk gerichtet?

Hier in Deutschland wächst das Bewusstsein dafür, dass wir umsteuern müssen und selber Teil des Problems, aber auch der Lösung sind. Von Umweltgruppen hören wir, dass die Kirche als wichtige Akteurin neue entwicklungspolitische, sowie ethische und moralische Aspekte in den Klima- und Umweltdiskurs einbringt. Innerhalb und außerhalb unserer Kirche fordern viele, dass die Kirche angesichts der weltweiten Fehlentwicklungen und Ungerechtigkeiten politischer agieren, sich einmischen und gestalten muss.

„Unsere Lebensweise bedroht Milliarden Menschen weltweit“

Es gehört zur Aufgabe der Kirche, sich für Klimagerechtigkeit einzusetzen, davon ist Ulrike Eder, Mitinitiatorin der Volksinitiative, überzeugt.

Was kann die Kirche selber tun, beziehungsweise was tut sie schon um den Klimawandel aufzuhalten?

Die Nordkirche macht sich für den Klimaschutz stark. Aber wir stellen auch die Frage nach dem Genug und der Bedeutung eines guten Lebens für alle. Die Nordkirche hat 2015 ein Klimaschutzgesetz verabschiedet und verpflichtet sich darin, ihre Treibhausgasemissionen bis 2050 bilanziell auf null zu senken, also klimaneutral zu werden. Hier unterstützen wir Gemeinden und Kirchenkreise bei ihren Bemühungen, ressourcenschonender und nachhaltiger zu handeln. Auch innerhalb unseres eigenen Zentrums spielt Klimaschutz als Schritt hin zu mehr Gerechtigkeit eine große Rolle: Unter anderem haben wir als Werk der Nordkirche eine Beschaffungsrichtlinie nach ökofairen Kriterien beschlossen, ein Energiecontrolling eingeführt und das Haus gedämmt.

Das Interview führte Claudia Ebeling

*Tschüss Kohle! Die Sprecherinnen und Sprecher der Volkinitiative (vorne v.r.n.l.) Dr. Ulf Skirke, Wiebke Hansen und Ulrike Eder (*Zentrum für Mission und Ökumene*) vor dem Hamburger Rathaus beim Unterschreiben der Liste. Bis zum 27. März brauchen sie 10 000 Hamburger Unterzeichnende.*

Zwischen Trauma und Begeisterung

Geschichtswerkstatt aus Anlass des 100-jährigen Schenkungsjubiläums des Missionskinderheims in Hamburg-Othmarschen

Christiane Wenn

Teilnehmende der Geschichtswerkstatt ließen frühere Zeiten lebendig werden.

Am 16. und 17. Februar 2018 trafen sich ehemalige Zeitzeuginnen und -zeugen, Bewohner des Missionskinderheims, Nachfahren ehemaliger Bewohner, Freundinnen und Freunde sowie thematisch Interessierte zu einer Geschichtswerkstatt in der Hamburger Missionsakademie. Das *Zentrum für Mission und Ökumene* hatte dazu eingeladen, im Vorfeld des Schenkungsjubiläums die Geschichte und Geschichten rund um die weiße Villa in Hamburg-Othmarschen zu entdecken.

Christiane Wenn *ist Mitarbeiterin im Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, hat zusammen mit Andreas Schulz-Schönfeld die Geschichtswerkstatt geleitet und ist im Vorbereitungsteam für das Sommerfest aus Anlass des Schenkungsjubiläums.*

Der Hintergrund: Ein Geschenk für die Breklumer Mission

Der Hamburger Bankier Richard Henry von Donner hatte 1905 ein Kinderheim für die Missionarskinder der Breklumer Mission und der norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen gebaut, das 1906 in Betrieb genommen und von ihm 1918 der Breklumer Mission geschenkt wurde. Rudolf Bahnsen, ehemals Missionsdirektor in Breklum, übernahm die Leitung. Fast fünfzig Jahre war das Haus ein Heim für Missionarskinder. Seit fast fünfzig Jahren ist es die Zentrale der überseeischen Arbeit des Nordelbischen Missionszentrums (NMZ) als Nachfolgeorganisation der Breklumer Mission: heute das *Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit*.

Durch viele Jahrzehnte engagierten Aufbaus von Beziehungen nach Übersee hat sich das Profil der missionarischen Arbeit immer wieder neu geweitet. In partnerschaftlicher Verbundenheit und im Dialog werden von Hamburg-Othmarschen aus weltweite Beziehungen zu Partnerkirchen und anderen Religionen unterhalten.

Die Geschichtswerkstatt: Authentisch und emotional

Nach einem Vortrag von Dr. Joachim Wietzke, ehemaliger Direktor des NMZ, der eine Einordnung der Donnerschen Schenkung in die Zeitgeschichte und die Situation der Breklumer Missionarsfamilien ermöglichte, war ein besonderer Höhepunkt das Erzählen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Authentisch und emotional berichteten sie vom Leben im Kindermissionsheim. Sie ließen spürbar werden, in welchem Maße Kinder den Preis dafür zahlen mussten, dass ihre Eltern an das andere Ende der Welt reisten, um dort einem Auftrag zu folgen. Es wurde den Kindern zugemutet, sich zu trennen, manchmal ohne Vorwarnung und manchmal auf Jahre. Dabei wurde klar, dass auch die Mütter ungefragt die erwarteten Rollen übernehmen mussten, sei es als Missionarsfrau auf der Missionsstation oder als Hausmutter in Othmarschen.

Einen besonderen Höhepunkt bildete die Exkursion in den Agathe-Lasch-Weg zum „Missionsheim“. Obwohl im Lauf von mehr als hundert Jahren zum Teil stark umgebaut, erinnerten sich die Teilnehmenden an Räume, Menschen, Erlebnisse. Manche Anekdote ließ frühere Zeiten lebendig werden. Zwischen Lachen und Weinen spannten sich die Geschichten aus. Einige haben hier schwere Zeiten erlebt, andere können voller Begeisterung noch heute sagen: „Es war die schönste Zeit meines Lebens.“

Viele Fäden wurden sichtbar, die einer weiteren Recherche bedürfen. Es gab aber auch Erinnerungen, die aus dem unmittelbaren persönlichen Erleben gewoben sind. Sie sind zu kostbar und flüchtig, wenn wir sie nicht festhalten. Das weiße, noble Haus in Othmarschen ist damals wie heute ein Ort für die Menschen, seien es Kinder oder Erwachsene, Mitarbeitende, Freundinnen der ökumenischen Partnerschaftsarbeit, Gäste aus aller Welt, Frauen und Männer, die in den Büros ihrer täglichen Arbeit nachgehen. Ein Haus mit Mission, dessen Geschichte erzählt werden will. Wir haben mit dieser Veranstaltung gerade erst mit dem Erzählen begonnen.

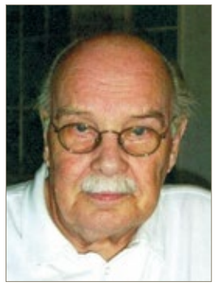
Sommerfest aus Anlass der Schenkung am 2. Juni 2018, siehe Hinweis auf Seite 35!

Nachrichten

Trauer um Mpitshi Felix

Mpitshi Felix aus der Demokratischen Republik Kongo, starb am 29. Januar 2018 mit Mitte fünfzig überraschend an den Folgen eines Schlaganfalls. Er hinterlässt Frau und Kinder. Gemeinsam mit Hillswiet Torp und Ulrike Matthiesen hatte er im Dezember 1987 die Gesundheitsstation der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Kongo (EELCO) in Malemba Nkulu gegründet und aufgebaut. Über 30 Jahre hat er als Krankenpfleger und später als Leiter der Gesundheitsstation in der ländlichen Region für Menschen gearbeitet, sie beraten, Aufklärungskampagnen mitgestaltet, Krankheiten unter schwierigen Arbeitsbedingungen diagnostiziert und therapiert. Nach einem Masterstudium erhielt er einen Lehrauftrag und konnte sein Wissen auch akademisch weitergeben. Er hatte Kontakte zur Partnerschaftsarbeit von Kirchengemeinden in Neumünster. Sein viel zu früher Tod macht auch hier viele traurig.

Ulrike Matthiesen



Nachruf auf Jürgen-Heinrich Meyer

Jürgen-Heinrich Meyer ist am 15. Januar 2018 im Alter von 86 Jahren in Lübeck gestorben. Der Oberstudienrat a. D. war lange Jahre Vorsitzender des „Lübecker Missionsbeirates“ und dem *Zentrum für Mission und Ökumene* viele Jahre eng verbunden. Die Mission hatte ihn zeitlebens geprägt. Als Sohn des Missionarsehepaares Heinrich und Sophie Meyer wurde er in Kotagiri geboren und ist im Koraput-Distrikt der indischen Jeyporekirche aufgewachsen. Nach einem kurzen Deutschlandaufenthalt lebte er bei seiner Tante Lene Langlo bis 1939 in Koraput, wo er auch die Schule besuchte. Von 1946 bis 1949 machte er in Kodai sein Abitur an einer amerikanischen High-School und studierte anschließend in den USA. Danach kehrte er nach Deutschland zurück, wo er heiratete und als Gymnasiallehrer arbeitete. Durch seinen engagierten Einsatz für die Arbeit des *Zentrums für Mission und Ökumene* (damals: Nordelbisches Missionszentrum) hat er zuletzt vor allem die Nahostarbeit und auch den christlich-jüdischen Dialog gefördert.

Magdalene Mollat gestorben

Im Alter von 87 Jahren verstarb **Magdalene Mollat** am 30. Dezember 2017 in Braunschweig. Die Medizinisch-Technische Assistentin war 1957 zusammen mit ihrem Mann Hans-Jürgen Mollat, der im vorigen Jahr am 1. März verstorben war, im Auftrag der Breklumer Mission nach Indien gegangen. Dort arbeiteten beide bis 1965 im Hospital der Evangelisch-Lutherischen Jeyporekirche in Nowrangapur, das ihr Mann als Missionsarzt leitete. Diese Arbeit war damals noch Pionierarbeit und forderte von beiden einen großen Einsatz.

Hans-Jürgen und Magdalene Mollat 1960

Konfirmandenaktion 2018

Die Christinnen und Christen im Irak stehen im Mittelpunkt der diesjährigen Konfirmandenaktion unter dem Motto „Christen im Irak – Flüchtlinge im eigenen Land“. Mehr als eine Million Christinnen und Christen lebten im Irak. 2014 mussten die meisten vor den Terroristen des „IS“ in die Autonome Region Kurdistan im Nordirak fliehen. Zwar sind sie hier sicher, aber in den Behelfsunterkünften, Zelten und Containern ist das Leben sehr hart und es fehlt am Nötigsten. Die christliche Hilfsorganisation CAPNI (Christian Aid Program Northern Irak) setzt sich für diese Flüchtlinge ein und hilft neben den christlichen auch den ebenso hart betroffenen jesidischen Flüchtlingen mit Lebensnotwendigem wie Wasser, Kleidung oder Brennstoff für Heizöfen. Auch das *Zentrum für Mission und Ökumene* trägt dazu bei, dass CAPNI das Überleben Tausender im Irak sichern kann. Die Aktion informiert und ruft zu Spenden für diese Arbeit auf. Material kann bestellt werden unter: Tel. 040-881 81-0 oder E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de.

Eine-Welt-Preis-Fest

Im Rahmen des **Eine-Welt-Preis-Festes** der Nordkirche wurden am **26. Januar** in der Christianskirche in Hamburg-Ottensen die Preisträger des Eine-Welt-Preises 2018 bekannt gegeben. Der erste Preis ging an das Programm „Momentaufnahmen von Bewegungen und Begrenzungen“ der W3, Werkstatt für internationale Kultur und Politik e. V. Mit dem 2. Preis wurde das dreiwöchige Programm „Weltwechsel: entwicklungspolitische

Fotos: S. Ross (1), C. Wenn (1), C. Ebeling (1), ZMÖ-Bildarchiv (2), privat (1)

PreisträgerInnen und Preisträger des Eine-Welt-Preises 2018

Bildung in Mecklenburg-Vorpommern“ koordiniert durch das Eine-Welt-Landesnetzwerk ausgezeichnet. Der Verein „Bunte Kuh“ erhielt den dritten Preis für seine Projekte mit Lehm im Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg. Einen Ehrenpreis verlieh die Jury an die Regionalgruppe Hamburg der Kampagne für saubere Kleidung für ihr mehr als 20-jähriges Engagement. Ein „Start-up-Preis“ ging an das „Zentrum für Empowerment und Interkulturelle Kreativität – ZEIK“ in Kiel. Alle haben auf kreative, künstlerische, informative und beteiligende Weise globale Themen aufgegriffen. Dabei geht es um Menschlichkeit und Menschenrechte, Flucht und Grenzen sowie die Erfahrung, die eigene Umwelt gestalten zu können. Mit diesem alle zwei Jahre stattfindenden Fest dankte die Nordkirche allen, die sich für mehr Gerechtigkeit einsetzen. Dieses Mal erhielten nicht nur die Preisträger eine „goldene Giraffe“, sondern auch alle rund 350 Gäste bekamen eine kleine geschnitzte Giraffe als Anerkennung für ihr beeindruckendes Engagement.

Ausgezeichnet: ÖkoFaire-Gemeinde

Als erste Hamburger ÖkoFaire-Gemeinde wurde am **21. Januar** die evangelische **Markus-Kirchengemeinde Hohenhorst Rahlstedt-Ost** ausgezeichnet. Ihr wurde im Rahmen eines Gottesdienstes von Bischöfin Kirsten Fehrs die Plakette verliehen. Damit hat sich die Gemeinde verpflichtet, Lebensmittel, Reinigungsmittel, Büromaterialien und Strom nach festgelegten Maßstäben fair, ökologisch und nachhaltig einzukaufen.

Werkstatt zur Zukunft von Partnerschaften

Vom **9. bis 10. März 2018** steht im St. Ansgar-Haus in Hamburg das Zweite Werkstattgespräch über Ökumenische Partnerschaften auf dem Programm. Standen beim ersten von Landesbischof Ulrich initiierten Termin vor einem Jahr die aktuellen Herausforderungen der Partnerschaftsarbeit im Mittelpunkt, so geht es jetzt unter dem Motto „Partnerschaften 2040“ um Visionen, Ideen und Wünsche. Wie könnte oder wie sollte die Partnerschaftsarbeit 2040 aussehen?
Wie unterscheidet sich die Partnerschaftsarbeit im ländlichen Raum von der im urbanen Umfeld?
Was könnte die von jungen Leuten getragene Partnerschaftsarbeit auszeichnen? Wie und wofür engagieren sich Menschen in Partnerschaften innerhalb und außerhalb der Kirche? Im Werkstattgespräch II will man miteinander in einen Austausch kommen und einen kreativen Prozess anregen, der hilft, die Weichen für die Zukunft der Ökumenischen Partnerschaften richtig zu stellen.
Weitere Infos: www.nordkirche-weltweit.de. Anmeldungen bei s.gessner@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181-131

Sonntag Judika: Gerechtigkeit und Vielfalt

Am **18. März** wird in der Nordkirche der Sonntag Judika unter dem Motto „Gerechtigkeit und Vielfalt“ gefeiert. An diesem Sonntag soll die in unserem Land entstandene kulturelle und religiöse Gesellschaft thematisiert und dazu aufgerufen werden, ihr mit Offenheit, Toleranz und Respekt zu begegnen. Aus diesem Anlass hat das *Zentrum für Mission und Ökumene* ein Materialheft herausgegeben, das zusammen mit Expertinnen und Experten aus der interkulturellen Arbeit und der Ökumene entwickelt wurde. Es enthält Hintergrundtexte, Predigtentwürfe, Lieder, Gebete, Praxistipps und Links für Gemeinden (s. auch Ankündigung in weltbewegt (4/2017).
Weitere Infos:
www.sonntag-judika.de

St. Marienkirche, Lübeck

Theolog*innen-Kongress in Lübeck

Theologen und Theologinnen aus dem gesamten Ostseeraum werden vom **14. bis 15. Mai**, in der **Lübecker Marienkirche** über Wege der Auslegung der Bibel ins Gespräch zu kommen. Anlass ist zum einen das 60-jährige Jubiläum der Ordination der ersten Pastorin in einer Gemeinde in Lübeck, zum anderen die Abschaffung der Frauenordination durch die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands im Juni 2016. Vertreterinnen des *Zentrums für Mission und Ökumene*, des Frauenwerks, der Theologinnenverbände Deutschlands und der Nordkirche sowie die Beauftragte für Geschlechtergerechtigkeit laden dazu ein, wichtige Aspekte zur Hermeneutik in Theorie und Praxis zu beleuchten, Grundlagen sowie neuere Ansätze aus ganz unterschiedlichen Kontexten darzustellen, zu diskutieren und anzuwenden. Das Motto des Kongresses lautet „Wir haben selber gehört und erkannt (Joh 4,42) – Wege der Schriftauslegung“. Als Referentinnen werden Prof. Dr. Dace Balode aus Riga, Lettland, Prof. Dr. Gerlinde Baumann aus Marburg, Dr. Malgorzata Grzywacz aus Poznań, Polen, Dr. Marianne Karzow aus Oslo, Norwegen, und Prof. Dr. Anne Kull aus Tartu/Estland erwartet. Die Schirmherrschaft hat Landesbischof Gerhard Ulrich.
Infos und Anmeldung:
Europareferat, 040 88181-413, c.d.hunzinger@nordkirche-weltweit.de oder Susanne.Sengstock@frauenwerk.nordkirche.de.
Theolog*innen aus Osteuropa können Zuschüsse beim Europareferat beantragen.

Fotos: C. Ebeling (1), R. Flavus/wikimedia–gemeinfrei (1)

Kreuzweg für Flüchtlinge

Am **Karfreitag,** den **30. März**, beginnt um **12.30 Uhr** vor dem Hamburger Rathaus der diesjährige „Kreuzweg für die Rechte der Flüchtlinge“. Kreuzwege in der Passionszeit sind eine alte christliche Tradition. Bevor der römische Statthalter Pilatus Jesus kreuzigen ließ, fragte er ihn während seiner gerichtlichen Verhandlung: „Was ist Wahrheit?“ Auch heute müssen sich Flüchtlinge fragen lassen: „Ist es wirklich wahr, dass es überall gefährlich ist in Afghanistan? Bist du wirklich ein Christ geworden oder versuchst du dir so Asyl zu erschleichen? Warum solltest du Probleme in unseren europäischen Nachbarländern haben, in die wir dich zurückschicken werden?“ und unterstellen damit die mangelnde Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen! Dieser Kreuzweg ist eine christliche Demonstration und ein politischer Gottesdienst, in dem Fragen um Wahrheit und Glaubwürdigkeit öffentlich ausgesprochen werden und Gott um Beistand gebeten wird. Zum 19. Mal führt der „Kreuzweg für die Rechte der Flüchtlinge“ durch Hamburgs Innenstadt, er wird unter anderem getragen von der evangelischen und der katholischen Flüchtlingsarbeit. Weitere **Infos:** nordkirche-weltweit.de

Frühjahrskonvent

Die Situation von Christinnen und Christen im Nahen und Mittleren Osten steht im Mittelpunkt der Frühjahrstagung des Missionskonventes. Er findet am Samstag, den **28. April 2018,** im Augustenstift in **Schwerin** statt und steht unter dem Motto „Vergessene Geschwister? Christentum im Nahen und Mittleren Osten“. Neben einem Vortrag von Nahostreferentin Hanna Lehming wird auch Bischof Hans- Jürgen Abromeit mit der Andacht und einer Arbeitsgruppe beteiligt sein. **Info und Anmeldung:** e.harten@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040- 88181 233

Sommerfest

Am **2. Juni** feiert das *Zentrum für Mission und Ökumene* ein Sommerfest. Anlass ist das 100-jährige Jubiläum der Schenkung des Hauses an die Mission durch den Bankier Richard Henry von Donner (s. auch Seite 32). Alle Interessierten sind herzlich eingeladen zur Feier mit Aktionen und Aktivitäten rund um das Haus. Ab 15 Uhr gibt es ein buntes Programm für Erwachsene und Kinder: Kaffee, Kuchen und Musik, Gespräche, Hausführungen, Kulinarisches etc.
Das Fest endet gegen 18.30 Uhr.
Ort: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg.
Weitere Infos: www.nordkirche-weltweit.de

Anlässlich des Jubiläums werden noch Berichte und Fotos von damals gesucht. Wer etwas hat, kann sich bei Christiane Wenn melden: Tel. 040-881 81 234, c.wenn@nordkirche-weltweit.de

Leserbriefe

Beiträge der Jugendlichen berühren
Ausgabe 2/2017, Thema: In welcher Welt wollen wir leben?

Liebe Redaktion, vielen Dank für weltbewegt und diese so sehr guten Artikel. Ich habe die Artikel in dem Juni-Heft gelesen und bin von den Aussagen der jungen Autorinnen und Autoren sehr berührt, vor allem in den Artikeln unter der Überschrift: „Wie will ich in Zukunft leben?“, „Unsere Kinder sollen die Erde noch erleben“ und „Politisches Engagement ist hier doch möglich!“ Ich finde, wir müssten solche Menschen zu den anderen jungen Menschen in die Kirchengemeinden schicken und vielleicht auch die Konfirmanden ermuntern in ihrer Gemeinde aktiver zu werden. Ich will Menschen vom Gemeinderat und einige Pastoren in meiner Gemeinde ansprechen.

Helga Effinger, Hamburg

Glaube aus so unterschiedlichen Perspektiven
Ausgabe 4/2017, Thema: Glaube

Gerade habe ich die Lektüre der neuesten Ausgabe von weltbewegt hinter mir und bin noch ganz erfüllt davon. Es ist Ihnen wieder gelungen, eine Folge von außerordentlichen Beiträgen herauszubringen, an denen man nicht nur Interesse, sondern auch große Freude und innere Befriedigung finden kann.

Hartwig Lohmann, Kellinghusen

Liebe Redaktion, heute habe ich mir endlich Zeit genommen und fast in einem Rutsch die neue Ausgabe von weltbewegt durchgelesen. „Glauben“ – und das aus so unterschiedlichen Perspektiven und mit tiefgehenden Beiträgen – DANKE! Das ist ein guter Ausklang, auch zum Reformations-Jubiläums-Jahr.

Henning Halver, Rendsburg

Die nächste Ausgabe
erscheint am 1. Juni 2018

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C095223

KLIMANEUTRAL

Unser aktuelles Spendenprojekt auf den Philippinen

Die Menschenrechtsarbeit der philippinischen Kirche wird auch vom Zentrum für Mission und Ökumene *unterstützt, hier vertreten durch den Direktor Dr. Klaus Schäfer und Jörn Möller (3. und 5. v. l).*

Kirche fordert Menschenrechte ein

Die Situation auf den Philippinen, einem Land mit rund 92 Millionen Einwohnern, ist sehr angespannt. Der unbarmherzige Feldzug des Präsidenten Duterte gegen Drogenhändler und Abhängige zählt bisher mehr als 10 000 illegale Hinrichtungen. Die Kirchen erheben ihre Stimme und appellieren in offiziellen Protestschreiben an die Regierung gegen dieses unmenschliche Vorgehen.
Zu den deutlichsten und frühesten Kritikern gehört die Iglesia Filipina Independiente, was zu vielerlei Repressalien führt. Davon betroffen ist unter anderem Bischof Carlo Morales, der seit Mai 2017 unter falscher Anklage in Haft sitzt. Ein Appell zu seiner Freilassung, der im Herbst verfasst und von vielen unterzeichnet wurde, macht auf dieses wichtige Engagement der philippinischen Kirche aufmerksam.
Das Zentrum für Mission und Ökumene *unterstützt die Menschenrechtsarbeit der philippinischen Kirche finanziell, auch um Bischof Morales qualifizierte Rechtberatung zur Seite stellen zu können. Wir bitten Sie um Solidarität mit der Menschenrechtsarbeit der Iglesia Filipina Independiente damit die Würde und der Schutz des menschlichen Lebens auch auf den Philippinen eine Perspektive hat.*

Kämpft weiter für Menschrechte: Bischof Morales (l.) im Februar in Ozamis, Mindanao, auf dem Weg zur Gerichtsverhandlung.

Spendenkonto
des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 520 604 100 000 111 333
BIC: GENODEF1EK1 Evangelische Bank
Projekt 5503 Menschenrechtsarbeit Philippinen

Foto: C. Ebeling (1), Bischof R. Tagud (1), Titel: iStock International Inc.